
Der
goldne
Schlüssel

herzlichen Gruß
Erwin Ackerknecht

Der goldne Schlüssel

Der goldne Schlüssel

Aus pommerscher Dichtung der Gegenwart



Herausgegeben von Karla König

Norddeutscher Verlag für Literatur und Kunst, Stettin

Hergestellt in der
Graphischen Kunstanstalt von M. Bauchwitz, Stettin

Vorwort

Der Gedanke, eine Anthologie herauszugeben, kann keinerlei Anspruch auf Neuheit erheben. Auch in Pommern ist der Versuch in Gestalt der „Pommerschen Dichtung der Gegenwart“, herausgegeben von Hermann Kasten, der „Pommerschen Lyrik“, von dem im Felde gefallenen trefflichen Guhlke herausgegeben, und des „Almanachs aus pommerscher Kunst und Dichtung“ (beide Verlag Max Mallin, Stargard), dessen Herausgeber Arnold Koeppen in Pyritz war, bereits gemacht worden. Der große Erfolg besonders des letztgenannten Buches hat den „Verlag für Literatur und Kunst, Stettin“ ermutigt, eine Sammlung aus den Werken zeitgenössischer Schriftsteller und Dichter Pommerns der Öffentlichkeit zu übergeben. Um so mehr hat der Verlag dies für seine Pflicht gehalten, als sich jetzt überall in pommerschen Landen das Verlangen regt, aus heimatlicher Kunst zu schöpfen, in einer Zeit, die alles Heimatliche mit besonderer Liebe umfaßt und beseelt und in der die Anhänglichkeit an die Heimat so viel schmerzlich Verlorenes ersetzen muß.

Als Mitarbeiter kamen in erster Linie die Mitglieder der „Freien Vereinigung Stettiner (Pommerscher) Schriftsteller“ in Frage. Leider hat sich ein Mitglied der Vereinigung, Gerhard Colling, unter dem schweren Druck der Zeitverhältnisse nicht zur Beteiligung entschließen können. Aber auch anderen Stettiner Schriftstellern, die sich für den Gedanken des Buches erwärmten, sind seine Blätter geöffnet worden. Leider konnten bei dem beschränkten Raum und der kurzen Zeit, die für die Bearbeitung zur Verfügung stand, nicht alle Aufnahme finden, die darauf Anspruch gehabt hätten, so daß der Wunsch, Versäumtes in späterer Zeit durch eine Neuauflage nachzuholen, lebendig bleibt. So konnten auch die pommerschen Schriftsteller und Dichter, die in niederdeutscher Mundart schreiben, diesmal nicht berücksichtigt werden, so bedauernswert dies erscheinen mag.

Die beigefügten biographischen und kritischen Notizen über die einzelnen Mitarbeiter, die nach der Er-

fahrung der Herausgeberin einem Bedürfnis des verständnisvollen Lesers entgegenkommen werden, sollen versuchen, eine Verbindung zwischen Wort und Leben des Dichters zu schaffen. Bei der Kürze des Raumes mußten auch diese kleinen Übersichten sich auf das Notwendigste beschränken. Sie können ebensowenig wie die Anzahl der gebotenen literarischen Proben überall der Bedeutung der einzelnen Autoren voll gerecht werden. Leser und Autoren mögen aus diesen Gründen freundliche Nachsicht üben. Auch war es unmöglich, in diesem Rahmen ein gegenseitiges, vergleichendes Abwägen in der Art der literarischen Bewertung der einzelnen Mitarbeiter zu geben, sondern es konnte nur versucht werden, sie unabhängig voneinander als Einzelpersönlichkeiten in den charakteristischen Merkmalen ihrer Kunst zu erfassen. Verlag und Herausgeberin würden zufrieden sein, wenn das Büchlein in harmonischer Gesamtwirkung ein kleines Spiegelbild heimatlicher Schriftkunst gibt, das die Anhänglichkeit an Heimatgaue und Vaterland neu durchsonnt und auch etwas von diesem wärmenden Schein auf die Schaffenden dieser Zeilen ausstrahlen läßt.

Die Herausgeberin möchte von dieser Stelle aus Herrn Dr. Paul Richter ihren herzlichsten Dank sagen, der ihr trotz eigener Arbeitsüberlastung bei der Sichtung und Zusammenstellung des Materials unermüdlich mit seiner reichen Erfahrung zur Seite stand und es auch freundlich übernahm, die Lebensskizzen des ihm in geistiger Freundschaft verbundenen Dr. Hans Benzmann und die ihrige zu schreiben.

Verlag und Herausgeberin vereinen sich zu dem Wunsch, daß „Der goldne Schlüssel“ den Lesern in Pommern und im Reich in schwerer Zeit, die unser Vaterland in traurige Fesseln schlug, die Pforte zu dem unsichtbaren, freien Reich der Geister tröstlich öffnen möge, in dem — allen Knechtungsversuchen zum Trotz — die deutsche Seele ewig ungefesselt wohnen wird.

Der Verlag. Die Herausgeberin.

Erwin Ackerknecht

Erwin Ackerknecht, geboren 15. Dezember 1880 in Baiersbronn bei Freudenstadt im württembergischen Schwarzwald, verlebte die spätere Knabenzeit in dem alten Ghibellinen-Städtchen Waiblingen, durchlief in Stuttgart das humanistische Gymnasium, studierte in Tübingen 1899—1904 als Angehöriger des „Stiftes" Philosophie, Geschichte und Theologie. In seinem dritten Studiensemester machte er eine Preisarbeit der Universität über die raumpsychologischen Theorien seit Kant, erwarb im Dezember 1902 die Würde eines Doktor phil. und ließ im Herbst 1903 seine erste buchmäßige Veröffentlichung (im Verlag von Mohr in Tübingen) erscheinen: „Die Theorie der Lokalzeichen". Von Anfang April 1904 bis Ende Februar 1905 war er als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an der Posener Kaiser-Wilhelms-Bibliothek tätig. Am 11. März 1905 zog er — zunächst als 2. Bibliothekar — in die damals noch nicht der allgemeinen Benutzung eröffneten Stettiner Stadtbücherei ein. Am 1. April 1907 rückte er zum Leiter des Institutes vor, das er seither äußerlich und innerlich stark entwickelt hat. Während des Krieges übernahm er neben einer mannigfaltigen sozialen Hilfstätigkeit im Dienste unserer Stadt die ehrenamtliche Geschäftsführung des „Pommerschen Provinzialverbandes zur Verteilung von Lesestoff im Felde und in den Lazaretten". Als literarische Frucht dieser Arbeit erschien auf Wunsch des Dürerbundes in dessen Flugschriftenreihe das Heft „Billiger Lesestoff für Lazarette und Feldtruppen". An fachlichen Veröffentlichungen ist sonst noch zu nennen das mit Professor Dr. Fritz (Charlottenburg) zusammen herausgegebene Sammelbändchen „Büchereifragen" (Berlin, Weidmann 1914), die Abhandlungen über „Jugendbücherei" und über „Werbemittel und Benutzertaktik der Volksbücherei" in dem Sammelbuch „Die öffentliche Bücherei" (ebenda 1917), das Handbuch für Lichtspielreformer „Das Lichtspiel im Dienste der Bildungspflege" (ebenda 1918), das von allen Seiten

mit warmem Beifall aufgenommen wurde, und schließlich das kleine Büchlein „Deutsche Büchereihandschrift“ (ebenda 1919). Eine große Zahl von Aufsätzen und Besprechungen in literarischen Fachzeitschriften gibt Kunde von dem hohen Werte, den Ackerknecht der theoretischen Unterbauung und der pädagogischen Auswertung der literarischen Seite seines Berufes beimißt. In demselben Sinne ist zu erwähnen seine Mitwirkung an den Büchereilehrgängen der Berliner „Zentrale für Volksbücherei“, in der seit drei Jahren die Kerntruppen der künftigen deutschen Bildungspflege herangebildet werden, und die ehrenamtliche Geschäftsführung der dem Oberpräsidium angegliederten „Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen der Provinz Pommern“. Um die Hebung des volkserzieherisch so bedenklich gesunkenen Lichtspielwesens hat sich Ackerknecht (außer durch das oben genannte Handbuch) unter Vorantritt unseres Oberbürgermeisters durch organisatorische Maßnahmen verdient gemacht, die unsere Stadt als den Vorort praktischer Lichtspielreform in ganz Deutschland bekanntgemacht haben. Für die außerbuchmäßige örtliche Bildungspflege hat er auch durch seine Tätigkeit als Vorsitzender der hiesigen Dürergesellschaft gewirkt, insbesondere durch Veranstaltung literarisch wertvoller Schauspielaufführungen in Abend- und Morgenvorstellungen und durch die Berufung von bedeutenden, außerhalb der gegenwärtigen literarischen Konvention stehenden Dichtern zu Vorlesungen aus ihren Werken. Bekannt ist die ebenfalls in Gemeinschaft mit unserem Oberbürgermeister im Winter des vergangenen Jahres gegründete Volkshochschule, deren Entwicklung wohl das nächste bildungspflegliche Ziel Ackerknechts sein dürfte. Es ist sehr zu bedauern, daß Erwin Ackerknecht, der Zeit und Kräfte hingebungsvoll in äußerster Anspannung den vorhin näher bezeichneten Kultur- und Bildungszielen im Dienste der Allgemeinheit opfert, wenig Muße zu schöpferischer Tätigkeit auf schöngeistigem Gebiet gewinnt, wo ihm seine feine Feder, sein reiches Innenleben und die hohe Kultur seiner Persönlichkeit gewiß einen Platz in erster Reihe sichern würden.

Aphorismen

„Er hat dir einen Gedanken gestohlen!" „Nun ja, für sein Herbarium!"

**

Wahrheit ist wesentlich nicht Denkziel, sondern Lebensziel, E r lebnisziel.

**

Heutzutage ist alles Spezialistentum, auch die Gesinnung.

**

Der wesentliche Mensch, der Vollmensch wird Schicksal und Menschen nicht herabwürdigen zu Nützlichkeitsmitteln, sondern er wird sie e r l e b e n , verstehen und — doch lieben.

**

Der Dichter: mir gab ein Gott zu sagen, was ich leide.
Der Seelsorger: mir gab ein Gott zu sagen, was du leidest.
In beiden aber „leidet" in Wahrheit — Es.

**

Der eitle Mensch will in den K ö p f e n der andern sich s p i e g e l n , der gute will in und mit ihren H e r z e n l e b e n.

**

Ein aggressives Selbstbewußtsein kann den schönsten Charakter verhunzen wie ein Ring durch die Nase das schönste Gesicht, d. h. eben nach europäischem Geschmack. Nach der Ansicht von — Kaffern ist gerade ein Gesicht mit einem Nasenring schön.

**

Nicht die großen Wahrheiten, sondern die großen Halbwahrheiten haben am raschesten und stärksten gewirkt. Manchmal haben sie kulturelle Fortschritte ausgelöst, z. B. hat die Milieutheorie (Taine, Zola) den Ernst der sozialen Lage dem Geschlecht der achtziger und neunziger Jahre zum Bewußtsein gebracht. Und man weiß, wie wichtig es für einen Patienten ist, daß er den Ernst seines Leidens erkennt, solange dieses noch heilbar ist.

Referatnaturen nenne ich jene — übrigens meist sympathischen — triebschwachen Menschen, denen jedes Problem sozusagen seine historische Kehrseite bietet, ihnen lediglich zum Anlaß wird, zu berichten, was andere darüber gedacht haben und denken. Ihnen verkrümelt sich alles Interesse ins Relative. Ihr Gegenstück sind die Programmnaturen, deren Gefahr vielmehr die Vereinseitigung ins Absolute, das Verlieren der organischen Zusammenhänge ihrer Forderungen mit dem Historischen ist.

**

„Wir lobten Goethe wegen . . .“ heißt es zuweilen bei Eckermann. Und seltsam: wie ehrerbietig, wie fromm, wie hingebend klingt hier das Wort loben. Wie es heute noch — freilich schwach — nachklingt, wenn wir „Gott loben“. Wie ist dieses Wort heruntergekommen, indem es zum Ausdruck der von oben herab gespendeten Anerkennung „avancierte“! Es geht ihm wie so vielen Worten, die zu Goethes Zeiten noch wie Glocken klangen, heut aber nur einem elektrischen Klingelzeichen gleichen. „Gemäß“, „Bildung“ (ein Kopf von schönster Bildung), „bedeutend“ („ein bedeutendes Wort“ bedeutete etwas! Heute ist bedeutend adverbial einfach = sehr. „Er hinkte bedeutend“ würde zu Goethes Zeit sehr geheimnisvoll geklungen haben.)

**

Die kleinen Beziehungsworte (nun, aber, freilich usw.) sind nichts anderes als die Weichen, mittelst deren die Aufmerksamkeit des Lesers rangiert wird, und die Kommata, Strichpunkte und Punkte sind die Signale.

**

Alfred Kerr: Weil sein Stil aus einer Reihe von kleinen Explosionen besteht, hält er sich für einen geistigen Motor.

**

Auch bei geistigen Ausritten — mit Feder und Tinte — gibt's ein Stalltempo.

**

„Alle besseren Leute nehmen Anstoß an deinem Auftreten. —“

„Nun, wenn's nur die guten nicht tun.“

Ein Besuch bei Verner von Heidenstam

Als Selma Lagerlöf im Jahre 1909 zur Freude aller Freunde ihrer Kunst den Nobelpreis bekam, waren es auch in Deutschland schon viele Tausende, die ihre Werke kannten und schätzten, ja denen ihre literarische und menschliche Gesamterscheinung vertraut war. Bei Verner von Heidenstam, dem anderen Großmeister der schwedischen Gegenwartsliteratur, stand es nicht so, als ihm kürzlich dieselbe Ehre widerfuhr. Selbst bei uns in Deutschland, wo man doch ein so warmherziges Verständnis für die uns nahverwandte schwedische Literatur von jeher bewies, waren es bisher nur wenige öffentliche Beurteiler, die darauf hinwiesen, daß Heidenstams Schaffen nicht nur eine Angelegenheit des schwedischen Schrifttums, sondern eine solche der Weltliteratur sei. Und seine Werke, obwohl sie in guten, teilweise sogar vorzüglichen Übersetzungen vorliegen, sind im Verhältnis zu ihrer Bedeutung noch sehr wenig verbreitet. Ja, es konnte geschehen, daß die kürzlich erschienene neue Ausgabe der Karolinergeschichten (in der deutschen Ausgabe „Karl XII. und seine Krieger") in Literaturzeitschriften als ein neues Werk Heidenstams begrüßt wurde, obwohl dieser mächtige epische Fries schon vor zwanzig Jahren entstanden ist und gleich darauf der Langensche Verlag eine gute deutsche Übersetzung herausgebracht hat. So ist es denn für diejenigen deutschen Schriftsteller und Literaturfreunde, die Verner von Heidenstam und seine Werke seit langem kennen, eine ebenso dringende wie angenehme Pflicht, von dem großen schwedischen Künstler und Menschen zu berichten, was seiner rechten Schätzung dienlich ist.

Im August 1912 wurde mir die Freude zuteil, Verner von Heidenstam auf seinem Herrenhof Naddö am Wettersee von Angesicht kennenlernen zu dürfen. Ich war durch die Herausgabe einiger kleiner Probestücke seiner Erzählungskunst in der Schatzgräbersammlung („Schwedische Erzählungen", bei Callwey in München, 15 Pfg.) mit ihm bereits in schriftliche Fühlung gekommen, und als der Dichter gelegentlich von mir erfuhr, daß ich eine größere Reise durch Schweden vorhabe, lud er mich aufs

liebenswürdigste ein, auf Naddö einzukehren. Ich richtete daher meinen Reiseplan so ein, daß ich in Göteborg eins der Schiffe bestieg, die erst durch den Göta Elf, dann, sozusagen hinter dem Rücken des Trollhättafalles die Höhe des Wenersees erklimmend, eben durch dieses kleine Binnenmeer hinüberfahren in den Götakanal, alsbald den Wettersee durchschneiden und nach Zurücklegung der letzten und längsten Kanalstrecke schließlich die Ostsee gewinnen.

Diese mehrtägige Fahrt gilt mit Recht als einer der schönsten und angenehmsten Reisewege durch Schweden. Mir freilich wurde es nicht leicht gemacht, jenes Recht nachzuprüfen; denn als ich am zweiten Reisetage in der Frühe an Deck stieg, um noch möglichst viel vom Wenersee zu sehen, in den wir im letzten Licht des vorhergehenden Abends eingefahren waren, erwartete mich eine trübe Regenlandschaft, wie sie mir von mancher Fahrt übers große Haff her wohlbekannt war. Und aus diesem unerquicklichen Morgen wurde einer jener hoffnungslosen, naßkalten Tage, von denen der Pommer mit brummigem Humor sagt: „Heute regnet's nur einmal.“ Ich muß aber diesem Tag zu seiner Ehre nachsagen, daß er wenigstens durch ein wiederholtes An- und Abschwellen der Heftigkeit seiner Regengüsse einige Abwechslung brachte, wodurch ich mich immer wieder zu neuen Versuchen eines Aufenthalts auf Deck ermutigt fühlte, und daß er sich gegen Abend sogar noch aufheiterte. Da war aber auch die Stunde der Trennung für mich gekommen. Denn am jenseitigen Ufer des Wettersees, in Motala, mußte ich auf die Bahn steigen, um nach Vadstena zu fahren, der alten schwedischen Königsstadt, in deren Nähe Naddö liegt.

In Vadstena, von dem ich zunächst nur das massige Wasaschloß erblickte, erwartete mich der Heidenstamsche Wagen, der mich — um eine Bucht des Wettersees herum — nach Naddö brachte. Tiefe Dämmerung lag schon auf den Parkwegen, als mich vor dem schönbewachsenen, edelgeformten Herrenhaus Verner von Heidenstam begrüßte. Der erste Eindruck stimmte wohl mit dem Bild, das ich mir vom Dichter der Karolinergeschichten gemacht hatte, nur daß er mir gleich noch stattlicher und

jugendfrischer erschien, als ich erwartet hatte. Aber eins war es vor allem, was mich gleich besonders stark berührte: dieser von seinem Volk unter allen Lebenden vielleicht am tiefsten verehrte Dichter war ganz ohne Selbstgefälligkeit und Überhebung. Diesem Manne gegenüber, der sich nur als liebenswürdiger Gastgeber und durchaus nicht als eine europäische Berühmtheit gab, der seinen Gast gleich vertraulich-heiterer Reden würdigte, diesem Manne gegenüber mußte jegliche Befangenheit schnell schwinden.

Man kennt aus Selma Lagerlöfs „Gösta Berling" die Einrichtung des Gästehauses, das auf schwedischen Herrenhöfen in der Nähe des Herrenhauses zu stehen pflegt und in dem die — bei der vornehmen und weitherzigen Gastlichkeit der Schweden — oft zahlreichen Gäste zwanglos wohnen. Ein solches Gästehaus sollte auch mich, der ich an jenem Abend jedoch der einzige Gast des Hauses war, aufnehmen. Der flüchtige Blick, den ich vorerst hineinwerfen konnte, zeigte mir, daß dies von außen so schlicht und schmucklos aussehende kleine Holzhaus innen ein wahres Schmuckkästchen war. Und ich wunderte mich nicht, daß Prinz Eugen von Schweden, der bekannte Maler und nahe Freund Heidenstams, hier so oft und gern wohnt. Nun ging's aber ins Herrenhaus hinüber, das den Gast mit einer noch viel überraschenderen Fülle köstlicher Eindrücke empfängt.

Der anmutigste ist gewiß des Dichters Gattin, Frau Greta von Heidenstam, die uns jetzt in dem im Erdgeschoß liegenden Eßzimmer erwartete. Des Dichters Mutter, die ich am anderen Tage kennenlernen durfte, erschien heute noch nicht, und auch Frau Greta zog sich zurück, ehe wir uns zu Tisch setzten.

Es war inzwischen draußen völlig dunkel geworden, bis ich dazu kam, einen Blick durch die auf eine Gartenveranda führende geöffnete Flügeltür zu werfen. Da bot sich mir ein seltsamer Anblick: eine hellere, scharf begrenzte Fläche in den ungefähren Umrissen einer sitzenden Mutter Gottes schimmerte matt aus dem schwarzen Hintergrund hervor und stand wie ein geheimnisvolles Bild in dem Türrahmen. Der Dichter hatte meine Überraschung bemerkt und kam mir gleich

zu Hilfe: „Das ist der Spiegel des Wetter, der im Sommer die ganze Nacht sichtbar bleibt und hier so merkwürdig durch die Bäume des Gartens umgrenzt wird. Sie sollten das erst einmal im Juni sehen, wenn der See nächtelang rot leuchtet. Aber wissen Sie, wen das geheimnisvolle Bild eigentlich vorstellt? Die heilige Birgitta, die ja gerade da drüben in Vadstena gelebt hat. Sie werden es morgen selbst sehen, wenn wir uns in der Kirche ihr Schnitzbild zeigen lassen."

Es ist für den deutschen Leser, der die schwedische Geschichte nicht kennt — auch noch nicht aus Verner von Heidenstams Werken —, nötig, zu bemerken, daß die heilige Birgitta, die Tochter Birger Perssons und Gattin Ulv Gudmarsons, neben dem heiligen Erik die volkstümlichste Heiligengestalt Schwedens, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Vadstena einen Frauenorden gründete und eine Wallfahrt nach Rom machte, um die Erlaubnis zur Erbauung eines Klosters in Vadstena zu ertrotzen, in dem Mönche und Nonnen, freilich — bis auf das Heraustragen der toten Nonnen durch Mönche — streng getrennt, leben sollten. Sie war eine strenge, fürstlich stolze Frau, die auch ein hartes Wort gegen den Papst nicht scheute, begabt mit dichterischer Ausdruckskraft, mit dem Geiste der Weissagung und der Wunderheilung und mit einer unheimlichen Willensmacht, mit der sie ihren Mann und ihre Kinder in den Bann einer selbstmörderischen Heiligkeit zwang. Heidenstam hat ihr einen historischen Roman gewidmet, in dem er das Übermenschentum „dieser Gefürchteten und Strengen, dieser Holden und Frommen" in seiner ganzen Tragik höchst eindrucksvoll gestaltet hat.

Schon beim Abendessen gerieten wir natürlich tief in die Literatur, und als wir nachher in des Dichters kerzenerleuchtetes Arbeitszimmer in das erste Stockwerk hinaufzogen, um bei Punsch und Zigarren weiterzuplaudern, da war es schwer, ein Ende zu finden. Von Ibsen, der immer mißtrauisch hinter seiner Brille herumfixierte, und von Björnson, der jedem stets unbefangen und stets mit offenen Armen wie Gottvater entgegengetreten sei, von dem in religiösen Wahn verfallenen Arne Garborg und von einem schwedischen

Bauernheiland am Wettersee, von Larsson und Zorn, von Graf Snoilsky und Fröding, von Selma Lagerlöf und der „guten Ellen Key", von Levertin und Brandes, von Holger Drachmann, von Geijerstam und besonders von dessen „Mörder" Strindberg, der ja nicht lange zuvor gestorben war, und der bekanntlich auch seinen alten Freund Verner von Heidenstam nicht mit seinen krankhaften Gehässigkeiten verschont hat, erzählte der Dichter. Und wie erzählte er! Die vollblütige Lebendigkeit und psychologische Treffsicherheit der Darstellung, der durch und durch männliche Humor und der ritterlich-überlegene Gerechtigkeitssinn, die wir bei seinen geschichtlichen Erzählungen bewundern, zeigte sich auch in diesen persönlichen Dingen aufs schönste. Aber nicht bloß von Volksgeist und Literatur der nordischen Reiche sprachen wir, sondern auch von deutschen Dichtern, deren Werke sowohl in Verner von Heidenstams bändereicher Bücherei als in seiner Lektüre einen ganz beträchtlichen Platz einnehmen. Bedeutsam schien mir dabei die besondere Verehrung, die er Schiller zollte. (Einen Schillerschen Vers hat er ja auch seinem „Hans Alienus" als Leitwort vorangestellt.) Zweifellos ist es nicht nur der Erzähler in ihm, den Schillers ausgesprochene Vorliebe für farben- und handlungsreiche geschichtliche Stoffe anzieht, sondern noch mehr der Lyriker — denn das schwedische Volk verehrt in Verner von Heidenstam seinen größten lebenden Lyriker —, der sich dem großen Pathos Schillers nah verwandt fühlt. Der Dichter erzählte mir übrigens bei dieser Gelegenheit, daß ihm die deutsche Sprache und deutsche Denkart so vertraut sei, daß er sich beim Lesen oft erst darauf besinnen müsse, ob er deutsch oder schwedisch lese. Daß dies nicht nur ein Kompliment gegen den deutschen Gast war, hat Heidenstam am deutlichsten in der Kriegszeit erwiesen, indem er zu dem Skandinavienheft der Süddeutschen Monatshefte ein deutsches Gedicht beisteuerte. Wie sollte auch der Mann sein liebevolles, auf der tiefen Verwandtschaft zwischen schwedischem und deutschem Wesen beruhendes Verständnis für unser Volk verleugnen, der seine Abkunft aus deutschem Adel offen bekennt, indem er sich von Heidenstam und nicht af Heidenstam schreibt, der

Mann, zu dessen nächsten Freunden Sven Hedin und Graf Birger Mörner zählen.

Die zweite Stunde nach Mitternacht neigte sich schon ihrem Ende zu, als der Hausherr unter der Tür des Hauses eine Pechfackel anzündete, um mir, ehe er mich ins Gästehaus hinübergeleitete, das zum Hof gehörende Badehäuschen zu zeigen und zu einem Morgenbad im Wettersee zu empfehlen. Er ging gleich noch ein paar Schritte weiter mit mir, in einen seitlichen Parkweg einbiegend, und ließ das lodernde Fackellicht auf einige antike Marmorbüsten fallen, die er einst aus Italien mitgebracht hat und die ihm teure Andenken an die dort verbrachten Malerjahre zu sein scheinen. Das war nun zum Abschluß dieses denkwürdigen Tages ein schönes, romantisches, nächtliches Bild, für den, der Heidenstams Sehnsucht nach der Unmittelbarkeit südländischer Lebensfreude an seinen Frühwerken miterlebt hat, nicht ohne den tieferen Reiz eines Sinnbildes.

Die Liebe zum Römertum, zum Griechentum, zum Morgenland und die Liebe zum Germanentum, vor allem zum Geist des schwedischen Volkes — wie hatten sie sich nur in der Brust dieses Mannes so frei und schön nebeneinander behaupten können? Nun, ich glaube, von keiner Literaturgeschichte aus ist diese Frage leichter zu beantworten als von unsrer deutschen aus. Ja, hier liegt gewiß der Hauptzug, der die nahe Verwandtschaft zwischen Verner von Heidenstam und unserm Schrifttum dartut. Das innere Band zwischen jenen beiden Welten, der südländisch klassischen und der nordisch-romantischen, ist eben das tiefe Verlangen der Germanen nach einer ungebrochenen, heiteren Haltung dem Leben gegenüber, nach harmonischer Farbigkeit, Fülle und Unmittelbarkeit des Erlebens. Diese hochgemute Lebensbejahung hat aber nichts zu tun mit dem flachen Vergnügtsein des Philisters oder mit dem Genießertum persönlicher oder nationaler Selbstgefälligkeit. Was Nietzsche schon für die Blütezeit der griechischen Kultur nachgewiesen hat, gilt erst recht für den nordischen Menschen: jene wahre, männliche Heiterkeit ist kein Geschenk glücklichen Zufalls, sondern erwächst aus dem schmerzgetränkten Boden heldischer Weltüberwindung.

Was ist dies Leben doch, an dem wir hängen?
Ist's eine Nachtherberge ohne Bett,
wo halb im Schlafe enge wir uns drängen?
Ich forsche nicht, ich frage bloß: Wie bot
mir diese Herberg' eines Tempels Schauer?
Ich trau're nicht, doch tät ich's — purpurrot,
nicht schwarz wär dann die Farbe meiner Trauer.
In größter Qual selbst preise ich noch warm
dies Leben, das die Menschen nennen arm.
Ach, stirb nicht, stirb nicht, Kraft, stark zu erscheinen,
dem trüben Schicksal lächelnd zu verzeihn
und freudetrunken wie ein Tor zu weinen,
wo andre weinen in Verzweiflungspein!

(„Hans Alienus".)

Es ist ungemein bezeichnend, wie Heidenstam mit zunehmender Reife sein ursprünglich naivromantisches Verhältnis zu südlicher Lebensauffassung vertieft in ein bewußt-sinnbildliches. „Das Land der Griechen mit der Seele suchend" wird immer mehr auch für ihn, wie für viele unsrer deutschen Dichter, ein Leitwort von innerlichster Bedeutung. Dem entspricht äußerlich seine allmähliche Abwendung von südlicher Stoffwelt und sein immer weiteres Ausgreifen in der Gestaltung nordischer Menschen, insbesondere in der Fassung von Bildern aus der schwedischen Vergangenheit. Während das erste Gedichtbuch (1888) des Neunundzwanzigjährigen und der Erstlingsroman „Endymion" (1889) — dieser aber gerade mit einem merkwürdigen, unfreiwilligen Unterton nordischer Schwerblütigkeit — ihn auf der ersten Stufe seines Verhältnisses zum Südländertum zeigen, bezeugt sich schon im „Hans Alienus" (1892), diesem faustisch-genialen Roman, diesem fesselnden, unendlich stimmungsreichen Denkmal einer spätreifen Jugend jene Hinwendung zum nordischen Menschen. Der geheimnisvollen „Logik der Phantasie" gemäß, mit der sich der Dichter gelegentlich auch theoretisch beschäftigt hat, führte ihn sein Weg „mit bedächtiger Schnelle" wie seinen Hans Alienus durch all den bunten Glanz und brausenden Schwall des alten und neuen Morgenlandes heim in die gedankenschwere Einsamkeit der schwedischen

Heimat, an der sich nun — trotz aller äußeren Erfolglosigkeit seines pilgernden Doppelgängers im Roman — die Kraft jener Sehnsucht nach der heldischen Heiterkeit und Lebensbejahung des Schaffenden erprobt. Von hier aus ist es zu verstehen, daß Verner von Heidenstam der große Erzähler schwedischer Heldenzeitalter werden mußte und daß er mit genialer Sicherheit zuerst die farbenreiche, unmittelbare, irrationale Zeit Karls XII. herausgriff. In jenem herrlichen Novellenzyklus „Karl XII. und seine Krieger", den ich schon kurz charakterisierte, hat der damals Achtunddreißigjährige dem unbeugsamen, schicksalsfrohen Heldengeist seines Volkes ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Und nun war die Bahn frei zu der großen Romantrilogie „Die Folkunger" (1905 und 1907), von der leider der dritte Teil noch nicht erschienen ist, und zu jener wunderbaren Bilderreihe „Die Schweden und ihre Häuptlinge" (1908), an der die beneidenswerten Schwedenkinder in der genußreichsten Weise die Geschichte ihrer Heimat kennen, nein, erleben lernen dürfen. Und daß dabei des Dichters erste Liebe zu den klassischen Formen südländischen Altertums heute noch lebendig ist, dafür zeugen nicht nur der herrliche „Herakles" in der Erzählungssammlung „Der Wald rauscht" (1904), sondern — eben auch jene Marmorbilder im Park von Naddö.

Mit solchen Gedanken ging ich in der Frühe des nächsten Morgens durch die stillen Parkwege hinunter an den Strand, um zu baden. Der Himmel war bedeckt, die Luft herbstlich vom gestrigen Regen; doch sah man schon, daß es kein neuer Regentag werden würde. Drüben über der Bucht war nun deutlich das Schloß von Vadstena zu sehen, das mich sowohl durch seine turmbewehrte Wucht als durch seine uferbeherrschende Lage an das Kalmarer Schloß erinnerte. Der See freilich konnte in diesem weißen, gedeckten Licht seine berühmte Bläue, die Heidenstam in der Sage von „Kettil Runske und den Nattern" gefeiert hat, nicht zeigen. Aber an eine andere herrliche Schilderung wurde ich erinnert, als ich jetzt in sein Wasser hinabstieg, an die Stelle im Anfangskapitel der „Pilgerfahrt der heiligen Birgitta",

wo es heißt: »„Die Fische im Wetter werden alt", schreibt im siebzehnten Jahrhundert der Hammerpriester Daniel Tiselius, denn das Wasser ist „gar fein und ausgearbeitet", und just das Wort ausgearbeitet ist das richtige, denn jeder Wellenschlag zerbricht in eine unendliche Anzahl kleiner melodischer Schläge, wie von weichen Korkhämmern auf einer Glasharmonika. Selbst mit verbundenen Augen und ohne zu wissen, wo ich mich befände, könnte ich sogleich das Wellengeplätscher des Wetters von dem aller anderen Seen unterscheiden. Rasch und ungleichmäßig treffen die Wellen den Strand und sinken zurück ohne Rasseln und Seufzen, sondern mit einer ganz übermütigen kleinen Melodie glucksender oder leise singender Laute. Unaufhörlich erklingt eine gewisse wiederkehrende Tonskala von unten herauf und dann wieder hinab, aber noch ehe sie ganz abgeschlossen ist, stimmt schon der nächste eilfertige Wellenschlag ein. Es wird mir sehnsüchtig zumute, wenn ich diesem Spiel der Sorglosigkeit lausche. Tief in dem quellenklaren Wasser sehe ich die schaumigen Rollsteinblöcke. Es ruht über dem Wetter eine Größe in den Linien und eine lichte Offenheit, der wir sonst in unsern Gegenden selten begegnen.« Bald sollte ich Gelegenheit haben, auch draußen auf der Höhe des Sees seine kristallene Durchsichtigkeit zu bewundern. Zunächst aber ging es, nach dem Frühstück, im Wagen durch eine fruchtbare Niederung zu einem benachbarten Hofe, wo eine sehr gut erhaltene vorgeschichtliche Kultstätte dem Dichter Gelegenheit gab, äußerst lebendig von den Menschenopfern zu erzählen, die wohl bei diesen mächtigen alten Heidensteinen einst dargebracht wurden (vgl. das erste Kapitel in den „Schweden und ihren Häuptlingen"). Dabei kam die Rede von selbst auf auf die theoretische Frage, wie weit der Dichter an die geschichtswissenschaftliche Forschung gebunden sei, und ich erfuhr, was sich mir nachher durch ein Gespräch mit einem schwedischen Gelehrten bestätigte, daß auch Heidenstam wie so mancher Erzähler geschichtlicher Romane von den zünftigen Historikern heftig angegriffen wurde, weil er gelegentlich den Buchstaben der Geschichte ihrem Geist geopfert, weil er

den Kunstwert über die Portätähnlichkeit, die innere Wahrheit über die äußere Wirklichkeit gestellt hat. Ich konnte ihm übrigens zu seiner Freude von der trefflichen Beantwortung jener grundsätzlichen Frage durch unsern deutschen Dichter Wilhelm Schäfer berichten, der in dem klugen Vorwort zu seiner „Halsbandgeschichte“ sagt, die vornehmste Aufgabe des Erzählers sei es, „den Schatz der Menschheit an bedeutsamen Handlungen zu vermehren, wie es im höchsten Maße Heinrich von Kleist mit seinem Michael Kohlhaas tat“, also in gewissem Sinne „aus menschlichen Handlungen Sagen zu machen“, und geradezu fortfährt: „In Wirklichkeit existiert die Weltgeschichte in den Köpfen“ — besser vielleicht: „wird die Weltgeschichte e r l e b t“ — „nur als die Summe solcher Sagen, Napoleon ebensogut wie die Schlacht bei Lützen“. Wie nah übrigens die dichterische Intuition ungesucht zuweilen auch der historischen Wirklichkeit kommt, dafür erzählte mir Heidenstam als merkwürdiges Beispiel die Tatsache, daß vor Jahren ein Herr an ihn geschrieben habe, er möge ihm doch die Quellen zu seiner „Königin der Marodeure“ (in den „Karolinern“) nennen, denn der Pfarrer von Narwa, der darin vorkomme, sei ein Vorfahre von ihm, den er nach Art und Schicksal vorzüglich gezeichnet habe und der wirklich damals umgekommen sei; er habe diesem Herrn nur antworten können, daß er die Gestalt des Pfarrers ebenso wie die übrigen Gestalten der Erzählung und ihre Schicksale frei erfunden habe.

Dann erzählte der Dichter von der Sonnwendfeier der Studenten, die jedes Jahr an einem andern schönen oder denkwürdigen Ort abgehalten wird, und bei der einer der geistigen Führer des schwedischen Volkes zu sprechen pflegt. Vor einigen Jahren habe diese Feier eben hier in dem uralten Ring der gewaltigen Felsblöcke stattgefunden und er selbst habe die Ansprache gehalten. Wie sehr wünschte ich mir im stillen, ich möchte dabei gewesen sein. Wie hinreißend muß da sein Aufruf zur festlichen Freude am Leben und an der Arbeit, seine pathetische Liebe zu seinem Volk, seine Begeisterung für die an Norwegens Erlösung, Rußlands drohender Haltung und — an s e i n e r Dichtung erwachte nationale Bewegung ge-

wirkt, wie schön und ritterlich seine hohe germanische Mannesgestalt über die andächtig lauschenden Jünglinge hinweggeragt haben.

Über Oerberga, wo mir Heidenstam die trutzige Kirche zeigte, in deren Turm er zu Beginn seines Romans die heilige Birgitta Schutz suchen läßt, fuhren wir nach Naddö zurück. Dann ging's nach einem Gang durch den Park und Frau Gretas sorgfältig und sachverständig gepflegten Blumengarten hinunter zum Seeufer, wo wir einen Kahn bestiegen, um uns nach Vadstena hinüberrudern zu lassen. Unterwegs erzählte der Dichter von seinem Vater, der ziemlich genau nach der Natur im „Hans Alienus“ dargestellt sei; er hatte ihm versprechen müssen, seine Asche in den See zu streuen, den er — wie der Sohn — so sehr geliebt hat. Im fabelhaften Zwielicht einer Hochsommernacht erfüllte Verner von Heidenstam dieses Versprechen. Es schien, als blühe der See einen Augenblick rotgolden auf um sein Boot. Dann versank die Asche des echt nordischen Mannes, der als „Herr über siebzig Lebensjahre“ den Freitod gestorben war wie einst seine Altvordern. Ein Jahr später fuhr Heidenstam mit einem Vetter im Lieblingsboot des Vaters über denselben Teil des Wetter, als eins jener heimtückischen Unwetter losbrach, wie sie dort nicht selten auch dem besten Segler gefährlich werden, und ihr Schiff kentern ließ. Lange hielten sich die beiden jungen Männer schwimmend über der Stelle; schließlich verließen den Vetter die Kräfte und er sank dem Boote nach. Als er nun so allein noch weiter mit dem See um sein Leben rang, erzählte der Dichter, da habe er gedacht: Nun hat mein Vater wie ein alter Seekönig sein gebührendes Totenopfer. Schließlich, gerade wie dieser Gedanke sich vollends zu erfüllen schien, kam die Hilfe.

In Vadstena drüben besahen wir die altehrwürdige Klosterkirche — das Kloster selbst ist heute Irrenanstalt — und in ihr als besondere Sehenswürdigkeit die Schädel der heiligen Birgitta und ihrer Tochter Karin. Das Schädeldach der Mutter hat einen beulenartigen Auswuchs, auf den der Dichter mit den halb scherzhaft, halb ernsthaft gemeinten Worten hinwies: „Hier saß

wohl ihre Heiligkeit drin“, eine Bemerkung, die mir dadurch denkwürdig erscheint, daß sie beweist, wie unbefangen Heidenstam trotz aller Begeisterung für die Heldin seines Romans den ungesunden Zügen in der Frömmigkeit der geschichtlichen Birgitta gegenübersteht. Dann gingen wir zu dem von Gustav Wasa erbauten Schloß hinüber, das deutlich davon spricht, daß Vadstena nicht bloß zur Zeit Birgittas und ihres für die Entwickelung der schwedischen Kultur so wichtigen Doppelordens, sondern auch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert eine blühende, berühmte Stadt war. Heute ist es ein stilles Landstädtchen, das aus seiner großen Vergangenheit, ähnlich wie das tote Brügge, nur noch die Herstellung seiner Spitzen lebendig erhalten hat, eine Kunst, die übrigens auch des Dichters Gattin ausübt. Im Schloßhof erzählte mir Heidenstam von einer grausigen Bluttat, die der später wahnsinnig gewordene Wasasohn Erik hier an einem Herzog von Östgotland, einem Liebhaber seiner Schwester, beging.

Nach Naddö zurückgekehrt, hatte ich nun Muße, die vielen Sehenswürdigkeiten zu betrachten, die das Herrenhaus birgt. Die prächtigen alten Möbel im Kaiserstil und die Ahnenbilder, seltene Stiche und Radierungen, auf denen Szenen aus der schwedischen Geschichte dargestellt sind, naive dalekarlische Bauernmalereien, auf denen biblische Geschichten im Kostüm der Zopfzeit dargestellt sind, und zu denen Heidenstam mit großem karikaturistischem Talent einige weitere, jene Naivität parodierende Stücke hinzugefügt hat, und schließlich die zahlreichen Andenken an Freunde des Dichters. Da ist ein großes Ölbild von Zorn, das ihm dieser einst aus Anlaß seines Aufsatzes über das „schwedische Wesen“ gewidmet hatte, eine Locke Tegners, des unglücklichen Frödings Totenmaske, ein Gedicht, das Holger Drachmann, der vielgeliebte Kavalier, einst auf Naddö in einer hellen Sommernacht gedichtet und niedergeschrieben hat, ein übermütiges Scherzbild von Larssons Meisterhand und besonders Hanna Paulis Phantasieporträt des „Hans Alienus“, das den eingeweihten Beschauer daran erinnert, daß Heidenstam auch in seinem Leben, nämlich bei seiner ersten Vermählung, seiner

Vorliebe für das klassische Altertum Ausdruck gegeben hat.

Mittlerweile nahte die Stunde, wo ich meine Reise fortsetzen wollte. Das tat mir um so mehr leid, als gerade während des Mittagsmahles, das man ja in Schweden gegen Abend einzunehmen pflegt, der bekannte Stockholmer Literarhistoriker Ruben Berg, ein Freund Heidenstams, zu Besuch eintraf. Gerne hätte ich die nähere Bekanntschaft dieses liebenswürdig-heiteren, geistreichen Mannes gemacht, der in seiner ausgezeichneten Sammlung schwedischer Dichtercharakteristiken „Svenska Skalder fran Nittitalet“ viel zum Verständnis Heidenstams beigetragen hat, und der durch seine trefflichen schwedischen Literaturbriefe im „Literarischen Echo“ die Verbindung zwischen deutschem und schwedischem Schrifttum dauernd neu belebt. Aber man soll aufhören, wenn es am schönsten ist. Das sagte ich auch zu dem Dichter selbst, als er mich herzlich einlud, noch einen Tag zuzugeben. Und als mich nun das Boot wieder hinübertrug über den See und ich meinen Gastfreunden dankbar zuwinkte, da wußte ich, daß ich nicht nur einen der großen Dichter der Weltliteratur, sondern auch einen der vornehmsten, eigenwüchsigsten Menschen unsrer Zeit, einen der großen Sieger über die nordisch-germanischen „Grauwettergedanken“, einen wirklichen Herrenmenschen, dem es mit Leben und Kunst heiliger Ernst ist, hatte kennenlernen dürfen, und daß ich ihm und seinem Hause zeitlebens in wahrer Verehrung verpflichtet sein werde. Und ich gedachte des Wortes: „Sieh um dich, und so du einen Eignen gewahrst, freue dich deines Augenlichts!“

Hans Benzmann

Wie bei allen Großen unter den Dichtern, so ist auch seine Kunst nichts Zufälliges, nichts neben ihm Herlaufendes, keine Schreibtischkunst, sondern etwas organisch aus seiner ganzen Persönlichkeit Herausgewachsenes und von ihm Untrennbares, das seine unlösbaren Wurzeln in seinem Herzen und seinem Leben hat. Er dichtet sein tiefes und weites Leben, und sein Leben wird zu einem reichen klingenden Gedicht. Aber dieses Leben ist nicht einsiedlerisch auf die eigne Person begrenzt, was trotz aller eigenen Fülle doch zu einer gewissen Armut führen müßte, sondern es verschmilzt mit der Umwelt, ergießt sich in Menschenschicksale und in die Millionen Seelen der Natur, um tausendfach erweitert, vertieft und bereichert zurückzukehren und wieder aufs neue seinen befruchtenden Flug zu beginnen. So entsteht in immer neuem Kreislauf der stetig wachsende Reichtum der Benzmannschen Kunst.

Hans Benzmann wurde 1869 zu Kolberg geboren. Später siedelte seine Familie nach Thorn über. Aus beiden Städten nahm Benzmann reiche Kindheitserlebnisse in sein Leben mit. Der frühe Tod der Mutter gab seinem Leben eine ernste, einsamkeitsschwere, sehnsüchtige Richtung, die durch sein ganzes Leben erkennbar und fühlbar ist. Eine Großtante, deren er liebevoll gedenkt, nahm sich des einsamen Knaben mütterlich an. In ihrer altertümlichen Wohnung, umgeben von Altväterhausrat und ehrwürdigen Bildern las sie ihm Geschichten aus der Bibel und aus „Tausend und einer Nacht“ vor. So steigerte und vertiefte sich die träumerische Art des Knaben. Er erlebte schöpferisch die gehörten und gelesenen Geschichten und Märchen. Eine weitere Quelle der Befruchtung war der fein empfindenden Knabenseele die Musik. Sein Vater aber führte ihn frühe schon an das Herz der Natur, das seine Pulsschläge so reich und ergreifend durch die Seele des Mannes und

seiner Dichtungen klopfen läßt. — Es konnte nicht ausbleiben, daß der träumerische, früh schon eigenlebige und sensible Knabe bald in den Kampf mit der Umwelt, so auch mit der Schule, aber auch mit ihm unerklärlichen Mächten seines eigenen Seins geriet. Aus den frühen Wunden wuchs ihm der Panzer des Lebens, der ihn zum Kämpfer rüstete, aber auch in seinen Liedern die dunkle, schwere, einsame Farbe widerspiegelt. Trost und Mut schöpfte der Heranreifende aus den Quellen der deutschen Literatur. Liliencron ward ihm zum Erlebnis, erlöste ihn — wie er selbst sagt — von dem sentimentalen Drange der Jugend und gab ihn sich selbst. In jungen Jahren schon betätigte er sich selbst schöpferisch in Dramen. — In Berlin studierte er, — sehr gegen seinen Willen — Jura, und machte in Stettin das Staatsexamen. Er entsagte aber der juristischen Laufbahn und wurde Reichsbeamter, 1906 Beamter des Reichstages. Er selbst sagt von seiner äußeren Stellung: „Was mir die Außenwelt und äußere Entwickelung versagen, dafür geben mir Dichtung, eigner Herd und die Arbeit für die Meinen ein festgefügtes persönliches Leben, was ich für das Wertvollste erachte.“ Bei der Fülle und Größe einer Persönlichkeit wie der dieses Dichters ist es verständlich, daß wohl schwer eine äußere Stellung ihm gerecht werden könnte. Aber so bitterleid einem das um den M a n n ist, so versöhnend wirkt es beim D i c h t e r. Denn alle Freuden und Schmerzen, alle Sehnsüchte und Einsamkeiten dieses starken Herzens haben gerade darum um so stärker Erlösung in seinen Dichtungen gesucht, anderen wieder Trost und Erlösung bringend.

1894 bereits kam der erste Gedichtband „Im Frühlingssturm, Erlebtes und Erträumtes“ (jetzt vergriffen) heraus. — Es folgte 1898 „Sommersonnenglück“ (Verl. Schuster & Löffler, Berlin). Beide Bücher spiegeln (nach des Dichters eignen Worten) Jahre der Jugend und Leidenschaft, des Kampfes um eine Liebe und um eine Weltanschauung, Stunden des Glücks. — 1903 erschien „Meine Heide“ (Verl. Hesse & Becker, Leipzig), die inzwischen vermehrt und verändert neu herausgekommen ist. Hier findet sich voll und reif die Art des Dichters. Ein ganzes Leben rollt sich hier ab, aufs engste ver-

schmolzen in gegenseitiger Durchtränkung mit der Natur. Die suggestive Kraft der Benzmannschen Darstellung, ob sie in süßen Tönen oder — mehr noch — in geheimnisvollen und grausigen Erlebnissen sich betätigt, übt eine starke Wirkung auf den Leser. Die erstaunliche Vielseitigkeit der Stoffe, eine Fülle der Stilarten, Vertiefung und Durchseelung des Dargestellten, sowie originale Stärke der Sprache kommen hinzu und ergeben das Bild einer außergewöhnlichen Dichterpersönlichkeit. — 1909 erschien „Eine Evangelienharmonie“ (Verl. Fritz Eckardt, Leipzig, jetzt Oldenburg & Co., Leipzig). Die versonnene, grüblerische, suchende, schwerblütige und tiefehrliche Art des Dichters, die Größe des Menschen in seiner aus Kämpfen erstandenen Lebens- und Weltanschauung leuchtet aus dieser im besten Sinne symbolischen Dichtung, die aus den verschiedensten selbständigen Gedichten sich doch harmonisch zu einem Ganzen fügt. Ein Buch, groß angelegt, tief und voller Reichtum, aus dem das Wehen der alten, ewig ungelösten, geheimnisschweren urgewaltigen Rätselfragen uns in tausend Akkorden umtönt. — 1914 erschienen (bei Hesse & Becker, Leipzig) die „Balladen und Legenden“. Benzmann, der sich um die Erforschung des Wesens der Ballade verdient gemacht hat, gibt hier aus Eigenem. Die starke suggestive Gewalt in jeder Stimmung, die faszinierende Leuchtkraft der Sprache, der Reichtum der Bilder, die tiefe lyrische Durchseelung, die innige Verschmelzung alles menschlichen Erlebens mit geheimnisvollem Naturgeschehen prägen das Buch zu einer in seiner Art einzig dastehenden Erscheinung. — Sagte Benzmann 1914 von sich selbst, daß ihm die Heldenballade — als Stilballade — nicht zu liegen schiene, sondern so recht eigentlich die Naturballade, so hat er sich selbst schlagend widerlegt in seinen 1915 (im C. H. Beckschen Verlage, München) erschienenen Kriegsgedichten „Für Kaiser und Reich“. Hinreißende Wucht vereinigt sich hier mit realistischer Kleinmalerei und einer meisterlichen Sprachkunst zu einem Ganzen, das seinesgleichen sucht. Es gibt wohl kaum ein Buch, das in so weiten Umrissen und solcher Vertiefung das Bild des Krieges von weichster Lyrik bis zum Geheimnis-

vollen und Grausigen spiegelt. — Demnächst erscheinen (bei Fischer & Schmidt, Stettin) „Ausgewählte Gedichte“, mit Vorwort von Hermann Ploetz und mit Bildnis des Dichters und Faksimile und „Hans Benzmann, Des Dichters Leben und Werke“ von Ernst Lemke, ebenfalls mit Bildnis.

Auch als Kritiker hat sich Benzmann, der am 27. September 1919 seinen 50. Geburtstag feiert, Verdienste erworben. Seine Kritik ist von intuitiver Sicherheit, ausgezeichnet durch tiefes seelisches Sichversenkenkönnen in das Wesen eines Schaffenden, selbstlos in der Würdigung wahren Könnens, prägnant und überzeugend im Ausdruck. Seinen Namen tragen noch folgende von ihm herausgegebene Bücher: „Moderne deutsche Lyrik“ (Phil. Reclam jun., Leipzig), „Das Zeitalter der Romantik“ (Georg Müller, München), „Hoffmann von Fallersleben“, ausgewählte Werke (Hesse & Becker, Leipzig, 2. Ausg.), „Die soziale Ballade in Deutschland“, Typen, Stilarten und Geschichte der sozialen Ballade (C. H. Beck, München) und „Die deutsche Ballade“, eine Auslese aus der gesamten deutschen Balladen-, Romanzen- und Legenden-Dichtung unter besonderer Berücksichtigung des Volksliedes, mit Einleitungen, Erläuterungen und Registern (Hesse & Becker, Leipzig).

In seinen Werken lebt Hans Benzmann als Mensch, Sucher und Kämpfer, aber auch als Finder und Sieger, dem unsere Verehrung und Liebe als wohlverdienter Dank folgen muß. P. R.

Die Sage von Baile und Aillinn

Ich ging heut durch den Frühling hin,
die seligen Bäume prangten in Blüte,
da klang durch mein blühendes Gemüte
die süße Sage von Baile und Aillinn.

Kennt ihr die Sage? O kommt hinaus,
ich will sie erzähl'n, wo die Blüten sich schwingen,
dann wird mein Sagen ein liebliches Singen,
das klingt euch noch lange in Herz und in Haus ...

Es liebten sich Baile und Aillinn so sehr,
daß sie, die einst voneinander Entführten,
die Frühlingskraft ihrer Liebe verspürten
auch über Berge, Wald und Meer.

Wenn Baile litt, dann litt auch Aillinn;
ihre Liebe war wie über der Heide
ein schimmerndes Wölkchen, das zart auf beide
ließ rieseln eines Taues Gerinn ...

Doch in einer Stunde — sie war wie ein Wurm,
der über Wurzeln gefräßig schleicht —
war jäh der beiden Leben erbleicht, —
in einer Stunde, sie war wie ein Sturm ...

Ein niedriger Haß ließ jedem im Bild
den jähen Tod des andren erscheinen, —
da geschah kein Klagen, da war's ohne Weinen
ein Sterben wie Blütenfallen mild.

Und jedes ward, wo es niedersank,
unter Nachtigallengesang begraben, —
und es flogen der Zeit hinschattende Raben,
und das Gras auf den Gräbern wurd einsam und lang. —

Doch als der Frühling mit wildem Wehn
und mit neuer Kraft ist gekommen,
da haben die Kinder, die Mädchen und Frommen
auf beiden Hügeln ein Wunder gesehn:

Aus Bailes Grab wuchs ein Apfelbaum —
und — o Wunder der unsichtbaren Mächte! —
in seinem Wipfel formten die Nächte
Aillinn, die süße, aus Blütenschaum!

Und auf Aillinns Grab, jenseits Meer und Wald,
wuchs ein Eibenbaum, stolz und prächtig,
draus formte die Sonne liebreich und mächtig
des schlanken Baile jungfrische Gestalt . . .

Das ist die Liebe, sie kann nicht allein
die Tage und dunklen Nächte verträumen,
nachbildet sie ewig aus Blüten und Bäumen
des selig Geliebten Seele und Sein!

Das ist die Liebe, sie kann nicht allein
die dunklen Nächte des Todes verträumen . . .
O hört: sie sehnt sich aus fernsten Räumen
näher und näher zu vollem Verein.

Als das siebente Jahr vergangen war,
wurden die Bäume niedergelegt, —
manch Liebender, der die Erinnrung gehegt,
dacht da mit Schmerz an das selige Paar

und schnitt sich ein Täfelchen aus dem Baum
und beschrieb es mit traurigen Liedern, —
die trugen wohl Mädchen unter den Miedern,
wohl Mädchen, verloren im Liebestraum . . .

Und die Raben der Zeit umkreisten den Raum.
Ein König, selbst hilflos in Liebesbanden,
ließ sammeln einmal in all seinen Landen
die Tafeln vom Apfel- und Eibenbaum. —

Und hört: nun konnte sich groß und hehr
die Liebe zum andern Mal offenbaren:
Die Täfelchen, als sie beisammen waren,
flossen zusammen wie Wellen im Meer . . .

Da legte der König in Spezerein
das Holz der Liebe, — bei Kronen,
Sinnbildern der Götter und der Dämonen,
bei Trophäen der Helden ruht nun der Schrein . . .

Das ist die Liebe, ihre Sehnsucht, ihr Sinn, —
sie achtet nicht Menschen- und Todesmächte,
nicht Tagesgesetz und Gesetz der Nächte, —
ist die süße Sage von Baile und Aillinn.

Alte Klosterkirche in Drübeck

Du gehst denselben Weg hinauf, den zwischen
dem reifenden Korn und surrenden Gebüschen
die Nonnen wandelten vor tausend Jahren,
und alles will sich dir so offenbaren
wie einst den frommen Frauen, die hier gingen:
die ewige Natur, die Seele von allen Dingen.

Wie traumhaft aus uralten Urwaldzeiten
die ungeheuren Fichten ihre Arme breiten
ins Tal hinab, aus dem der rodende Knecht
einst mühsam riß der Wurzeln hart Geflecht, —
in dem jetzt knirrend im leichten Sommerwind
der grüne Weizen zu gelber Frucht gerinnt.

Indes du ein Jahrtausend überdenkst,
die Schritte du durch eine Pforte lenkst,
die fast zyklopenhaft gefügt aus Stein —
Welch wundervollen Frieden hegt sie ein!
Stiftsdamen wandeln schweigend durch die Gänge.
Die Mittagsstunde hallt. Horch, leise Orgelklänge . . .

Du trittst nun mit ganz seltenen Gefühlen,
fast wesenlos, zu hohen eichenen Stühlen —
Du siehst von den uralten Kapitälen
Symbole leuchten, die von Tor erzählen,
von Odins Kraft, — in mystischen Spiralen
die ewigen Fragen von den Säulen strahlen.

Skulpturen, aus dem Sandstein roh geschnitten,
von Märtyrinnen, die den Hungertod erlitten, —
Grabsteine hier und dort, aus jeder Zeit,
und unter dir die Gruft, dem Tod geweiht, —
und hinten, fast in dunkler Gottesferne,
des Heilands Bild im Glanz der Lichtersterne.

In ungeheurer Einheit ziehn sich hier die Kreise
der Ewigkeit zusammen, — eine alte Weise
summt tief die Orgel durch den alten Raum:
Du lebst nicht mehr, bist selber Traum in Traum . . .
Da hörst du plötzlich über dir und allenthalben
hoch im Gebälk das Zwitschern muntrer Schwalben.

Es übertönt die Orgel, die nun schweigt:
Das ist der Ruf, der dir das Leben wieder zeigt!
Du findest dich beruhigt und bewegt
im Garten wieder, wo sich alles regt, —
wo die jahrtausendalten Linden immer wieder
die Ketten sprengen, die umklammern ihre Glieder.

❀

Das weinende Kind

Im Dorfe geschah ein Kindesmord.
Eine Magd trug ihr Kind in der Schürze fort.
Sie hat sich traurig ins Schilf gebückt
und hat ihr Kind im Schlamm erstickt.

**

Der Mond schwelt über Dorf und Moor . . .
Was wimmert und weint im blassen Rohr . . .?
Der Hofhund knurrt, der Kätner erwacht
und horcht voll Furcht in die Mitternacht.

Nun weint es wieder . . . näher . . . ganz nah . . .
da kommt was geschlichen . . . ein Schatten — da!
nun bückt es sich nieder — halt ein! halt ein! . . .
Entsetzlich stöhnt es im Mondenschein . . .

und wimmert noch leis bis zum Hahnenschrei,
dann ist der tolle Spuk vorbei.
Rot taucht die Sonne aus Schlamm und Moor.
Der Kätner saß bleich tagüber im Tor.

**

Eine Weile ging es so jede Nacht.
„Das Kind hat den Vater ins Grab gebracht!"
so zischelt das Dorf, als man einst tot
den Kätner fand im Morgenrot.



Maria

Sie saß den ganzen Tag im Kämmerlein,
spinnend die Seide mit Gesang, bald schwergestimmt.
Als nun des Mondes holdvertrauter Schein
ihr aus der Hand die silberne Spindel nimmt,
hört sie gar süß anschwellenden Flötenschall —
sie lauscht bewegt: wem gilt die Sehnsucht all?
Und lauscht und lauscht, indes bald hier, bald da
das Lied erklingt, jetzt fern, jetzt nah, — ganz nah —
und plötzlich dicht um sie sich schwingt und schwebt
und singend im Mondlicht steht — wehe, wer hebt

ihr Tüchlein, — alle Spangen werden los! —
ein Schatten gleitet über ihren Schoß —
da schreckt sie auf — und sieht — o ihr Gedanken! —
nur den Orangenzweig im Mondlicht schwanken . . .
Im Meer der Nacht wie silberner Tropfenfall
indes versinkt der Flöte Widerhall . . .

**

Sie saß und stickte emsig fort,
sie sang das schwere Lied vom Königsmord,
von Lilien sang sie, die verblühn,
von Liebesgluten, die verglühn,
vom Schiffer, fern in Nacht und Wind,
von Mädchen, die verlassen sind.

Sie sang, bis daß der Abend kam . . .
Als sie das Tüchlein von den Brüsten nahm,
legt sie ein Blättchen Wegebreit,
das gegen Sucht und Sehnsucht feit,
in ihren Gürtel still hinein
und schlief mit einem Seufzer ein . . .

**

O Mutter, rief sie leis im Traum,
all meine Wonne faß ich kaum! —
So schmückt mich denn zum Hochzeitsgang — —
O Mutter, was dröhnt die Glocke so bang —?
wie drücken die Rosen mein armes Herz —
o all meine Wonne wird jäh zum Schmerz . . .

Es löst sich etwas in mir los,
als spreng es meinen jungen Schoß —
O Mutter, mir wird so schwer und heiß!
mich friert! ich geh über Schnee und Eis —
ich gehe zu einem fernen Grab,
dort nimmt man mir die Bürde ab . . .

❀

Die Hochzeit zu Kana

Und Rosenduft und süßer Duft vom Wein
vermählten sich im goldnen Abendschein . . .
Das war ein Tag der Freude! Jubelnd klang
zum Saal empor der Mägde Festgesang,
und himmelsrein das Lied der Harfe scholl.
Die Gäste lauschten süßen Weines voll.
Auf seinem Purpurpfühl das selige Paar
in sich und seinem Glück versunken war . . .
Sprach Thomas, einer von den Zwölfen, leise
zu Petrus da: „Ich deut in meiner Weise
das heilige Wunder, das wir heut gesehn —
Gott ließ ein größres hier vor uns geschehn! —
Sieh diese beiden! Wasser ward zu Wein!
Zum Liebesrausch ihr ganzes Erdensein!“
Und jubelnd klang und schwamm auf Rosenduft
das Lied der Liebe durch die goldene Luft . . .

Indes stieg fern im Ost der Mond empor.
Und leise ging das morsche Gartentor —
Und Christus war allein. Er sah zurück:
in diesem Blick lag all sein reiches Glück . . .
Und leichten Schrittes ging er durch das Korn.
Leis durch die Sommernacht klang süß verworrn
der Vögel Ruf im mondbeglänzten Ried,
das Rauschen reifer Ähren und das Lied
der Sehnsucht, süß das Harfenlied der Liebe . . .
Und Christus war allein.

❀

Ein Frühlingslied

Ich ging in einem Frühling
an bunten Wiesen hin;
die ahnungssüßen Düfte
umwölkten meinen Sinn, —

daß leis mein Herz sich regte,
mein Herz, das vergessen schlug,
daß wie eine traurige Stimme
mein Herz, das traurige, frug:

O sag, wie ist es gekommen? . . .
sahst du dies vorzeiten nicht? . . .
siehst du es wieder wie damals? . . .
Wie leuchtet dein Gesicht! . . .

Wie ist das alles gekommen? . . .
Horch, horch, ein Döglein singt . . .
es singt wie damals . . . ich lausche:
mein Herz, das traurige, singt . . .



Am Morgen

Manchmal lieg ich am Sommermorgen
im Heidekraute tief verborgen,
zu Füßen alter, raunender Bäume,
versunken süß in selige Träume.
Die Grillen singen rings umher,
und wie ein unsichtbares Meer
summt mir ins Ohr die Einsamkeit . . .
Bin ich entronnen allem Leid?
O brause fern, du schlimmes Leben!
In meiner Kräfte freiestem Weben,
aus reiner Ruhe sanftem Fluß
schlürf ich des Daseins Vollgenuß . . .

Ich hab in mir das Heil gefunden
und selbst tiefglücklich mich gemacht,
ich wachse in den stillen Stunden
wie Korn in lauer Sommernacht —
und taumle, von der Reife trunken,
einst in mein Blumengrab hinein
und bin im ewigen All versunken
und webe fort in Baum und Stein . .



Vision

Bei hellem Sommersonnenlicht
hatt' ich heut mittag ein Gesicht.
Wie ich durch Kraut und Heide schritt,
ging neben mir ein Knabe mit.
Um seine Schläfen floß ein Glanz,
auf seinen Locken lag ein Kranz
von frischen Rosen voll und weich,
gepflückt im goldnen Jugendreich.
Sein dunkles Auge blickte weit,
als säh es in die Ewigkeit,
als säh es fern im Sonnenmeer
ein Königreich, so stolz und hehr . . .
Tief späht ich ihm ins Augenlicht —
und sah mein eignes Angesicht,
und sah es werden blaß und bleich,
leis schwinden, toten Nebeln gleich, —
und sah verwehn im Heidestaub
welk einen Kranz von Rosenlaub . . .



An der Flußmündung

Narrt mich auf einmal denn ein böser Traum?
Noch eben lachte mir der Küste Saum,
das ruhige Meer in heitrer Farbenpracht —
da wird es plötzlich dunkler als die Nacht,
es schiebt und wälzt sich schichtend Wand an Wand
und legt sich lautlos über Meer und Land.
Kühl überrieselt mich ein Regenguß.
Ich rühr mich nicht: dicht vor mir murrt der Fluß.
Unheimlich braun die Nebel, Bild an Bild
an mir vorüberflieht phantastisch-wild —
und plötzlich fällt mir ein: ist nicht der Ort,
die Stunde recht bequem für einen Mord? —
mir graust — „He, Fährmann, he!“ — ich schreck empor —
Was war, wer rief? Horch, Rossehuf im Moor! . . .
„He, Fährmann, he! . . .“ der Nebel schluckt es fort —
das Blut braust mir im Ohr, mich bannt der Ort —
und noch einmal: „He, Fährmann, he! . . .“ und bang
verharrt die Stille. Dumpfer Schwerterklang.
Getümmel und Gestampf. Ein Todesschrei!
Im Fluß ein Gurgeln. Rosseflucht. Vorbei.
Mein Atem stockt . . . Im wilden Wirbel drehn
die Nebel sich, und plötzlich kommt ein Wehn,
ein schwefelgelbes Licht verzehrt die Wand —
Im heiligen Sonnenfrieden liegt das Land.

❀

Herbstnähe

Der Himmel, herbstlich schon gestimmt,
in kupferfarbnem Rot verschwimmt.

Ich blicke übers fahle Ried
und lausche dem letzten Vogellied . . .

Indes geht still von Haus zu Haus
die Nacht und bläst die Lichter aus . . .

Und alles schweigt. Der Nebel steigt
und neigt sich schwer. Und alles schweigt.

Und blaß der Mond aus Wolken tritt —
Da schlürft ein scheuer Schleicherschritt —

von einer Blendlaterne fällt
ein Licht kalt in die Sommernacht —
der Tod . . .



Reiter im Herbst

Vier wilde Gänse schrecken scheu empor —
Wer reitet noch zum Abend übers Moor?
Der dicke Nebel teilt sich schwer und träg —
ein rotbraun Rößlein klappert übern Weg.

Ein Rittersmann! Sein Fähnlein schwimmt in Tau,
schwarz ist die Rüstung, und sein Auge grau
blickt starr und still wie in ein weites Grab,
sein Rößlein nagt am Weg die Kräuter ab.

Er reitet wie verdrossen, wie im Traum,
wohin er blickt, erschauern Busch und Baum,
und was er streift mit seiner Eisenhand,
Riedgras und Rohr, sinkt nieder wie verbrannt.

So taucht er langsam in das Nebelmeer —
Dicht fallen welke Blätter hinterher.

Stille Fahrt

Ich stand an einem dunklen Meer.
Da kam vom grünen Eiland her
ein stiller Kahn geschwommen.
Mir ward so leicht, mir ward so schwer,
mein Herz ward aller Unrast leer,
der Schmerz ward mir genommen.

Still stieß das Schifflein an den Strand;
sein Lenker winkte mit der Hand,
er lachte wie im Traume
und lud mich ein zum andern Land,
das in der Ferne unbekannt
grün glänzte aus dem Schaume.

Und ich stieg ein. Der stille Mann
zog stumm die schwarzen Ruder an,
wir schwammen aus dem Hafen.
Er sang ein seltsam Liedchen dann
und nickte müde dann und wann,
und ich bin eingeschlafen . . .



Abendsegen

Das ist des Abends Segen
und seine stille Tat,
daß Sturm und Kampf sich legen,
wenn seine feuchten Schwingen
hinschatten übern Pfad.

Das hat er vor dem Tage,
daß er des Herzens Drang,
daß Sorgen er und Plage
besänftigt still mit mildem,
mit süßem Schlafgesang, —

daß er mit dichtem Schleier
des Landmanns Pflug umhüllt,
mit stiller Dankesfeier
die Hütten und die Herzen
allüberall erfüllt . . .

Max Esch

Max Esch, geboren am 22. Dezember 1870 in Stettin, verlebte seine Jugend- und Jünglingsjahre in Stettin. Gegenwärtig Redakteur der „Ostseezeitung und Neuen Stettiner Zeitung", bekleidete er früher Redakteurstellungen in Deuben-Dresden, Eisenberg S.-A., Saalfeld a. S., Werdau i. Sa. und Stolp. Er entwickelte neben der journalistischen eine fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit. Es erschienen von ihm folgende Romane: „Die Hochstapler", „Von Stufe zu Stufe", „Schicksalsnovellen", „Über alles die Ehre" (Zeitungsverlag Hermann Schrader in Bockenem a. Harz), „Schlagende Wetter", „Auf falscher Fährte" (Stereotypieanstalt, Berlin), „Freiwild", „Die Rache ist mein" (Centralbüro für die deutsche Presse, Berlin). Im Buchverlag wurden folgende Romane veröffentlicht: „Hinter den Kulissen", „Über alles die Ehre" (Moritz Kühn, Deuben-Dresden), „Hart geprüft" (Weber, Heilbronn), „Verzeihende Liebe" (Eichler, Dresden), „Die Hochstapler", „Die Rache ist mein", „Unter gelben Teufeln", „Das Geheimnis des Moores" (Vitusverlag, Hamburg). Weiter sind in Zeitungen erschienen: „Zwei Freunde", „Die Liebe höret nimmer auf" und „Die den Acker bestellen". Die meisten Romane aus Eschs Feder wurzeln auf heimatlichem Boden und sind von inniger Liebe zu der pommerschen Landschaft durchdrungen. Auch als Bühnenschriftsteller entwickelte Esch eine umfassende Tätigkeit. Er verfaßte die Theaterstücke „Unschuldig" (Schauspiel in drei Akten. G. Danner, Mühlhausen i. Th.), „Wohltun trägt Zinsen" (Schauspiel in drei Akten. Val. Höfling, München), „Hochmut kommt vor dem Fall" (Schauspiel in vier Akten. Val. Höfling, München). Weitere noch nicht veröffentlichte Schauspiele sind betitelt: „Überlistet" (Einakter), „Verraten" (vier Akte), „Einsam" (vier Akte), „Wenn die Not am größten" (Einakter), „Frau von Raumer" (drei Akte), „Schatten der

Vergangenheit" (drei Akte). Die Trilogie „Wenn Frauen lieben" umfaßt drei Abteilungen mit je drei Akten. Ferner ist Esch der Verfasser einer Anzahl Novellen und Erzählungen, sämtlich in Zeitungen und Zeitschriften erschienen, und von pommerschen Heimatschilderungen. Diese wurden zuerst in einer Reihe pommerscher Zeitungen, namentlich in der „Stettiner Abendpost" und „Ostseezeitung und Neuen Stettiner Zeitung" veröffentlicht. Sie sind unter dem Titel „Heimatklänge" in der Hildebrandtschen Buchhandlung in Stolp als Buch erschienen, und bringen liebevoll und farbig gezeichnete Wanderbilder aus dem noch viel zu wenig bekannten Osten Pommerns. Sie zeichnen sich durch die ernste, fast wissenschaftliche Gründlichkeit der Darstellung aus und machen dem feinen Blick des Verfassers für stille Landschaftsreize alle Ehre.

Stille Großstadtwinkel

Stille verträumte Winkel habe ich auf meinen vielfachen Wanderungen und Reisen in manch kleinem Städtchen nicht nur da draußen im Reiche in Süd- und Mitteldeutschland, sondern namentlich auch in unserm Pommern angetroffen. Ein Rest Mittelalter scheint hier und da sich in unsere Zeit hinübergerettet zu haben. Auch S t e t t i n birgt solche verschwiegenen Idyllen, die zum Träumen und behaglichen Schauen einladen. Man muß nur auf Entdeckungsfahrten ausgehen und sie aufsuchen, denn sie liegen seitwärts von den Hauptverkehrsstraßen.

Ein solches idyllisches Viertel, es handelt sich in der Tat um ein ganzes Viertel, das einen Dornröschenschlaf inmitten des Großstadtgetriebes gehalten hat, liegt unmittelbar in der Nähe einer der stärkst belasteten Straßenbahnlinien, wenn man will, sogar an zwei Linien, denn sowohl die Stettin-Frauendorf- als auch die Bahnhof-Grenzstraße-Bahn fahren daran vorbei, lassen das Viertel selbst allerdings zur Seite liegen. Die Post-

straße bringt uns in gerader Strecke nach der Burgstraße. Dort befindet sich ein Stadtteil, der mit seinen kleinen Häuschen und den Gärten geradezu ländlich anmutet, und man kann kaum verstehen, daß diese verträumte behagliche Ruhe und Einsamkeit nur einige Sekunden vom Großstadthasten entfernt liegt. Schon in der Poststraße, wenn sie von der Gustav-Adolf-Straße abzweigt, fallen dem Beschauer verschiedene Holzhäuser auf. Sie sind schmucklos, gestatten allerdings zuweilen mit ihren breiten Hofeinfahrten den Blick nach malerisch wirkenden Hintergebäuden und Gärten, aber zur Beachtung reizen diese schmucklosen Gebäude keineswegs, nur daß sie sich höchst sonderbar neben den Steinbauten ausnehmen. Verwundert mag sich schließlich wohl dieser oder jener fragen, woher diese alten Holzbauten stammen. Es sind Überbleibsel aus Stettins Festungszeit, und noch in meiner Jugend bestand fast ganz Grabow aus solchen Holzhäuschen, ebenso waren die jenseits der Festungswälle errichteten wenigen Vergnügungsstätten im Zuge der Pölitzer Straße und an der Birkenallee aus Holz. Erst mit dem Fallen der Festung hörte die Baubeschränkung auf. Die Häuser innerhalb der Reichweite der Festungsgeschütze konnten nunmehr aus Steinen erbaut werden, da es ja nicht mehr erforderlich war, sie im Falle einer Belagerung in wenigen Stunden niederzulegen oder abzubrennen.

Diese Holzhäuser in der Poststraße zeigen aber auch, daß Holz auf lange Zeiten hinaus einen haltbaren Baustoff abgibt, denn sie müssen sämtlich um 1870, wenn nicht früher errichtet worden sein. Einige Jahre später fielen die Stettiner Befestigungen. Solche Spuren aus der Stettiner Festungszeit sind übrigens im ganzen Stadtteil Grabow gar nicht selten anzutreffen. Am zusammenhängendsten bieten sie sich aber dem Beschauer an der Burg-, verlängerten Post- und Schifferstraße dar. Bereits das erste Häuschen linker Hand in der Burgstraße, von der Poststraße kommend, ist ein kleines Holzgebäude. Tief im Garten versteckt liegt es mit seinen freundlichen, farbig abgesetzten Fenstern und dem spitzen Satteldache, völlig von Obstbäumen eingerahmt. Seine graugelbliche Farbe gibt ihm etwas ruhig Beschauliches,

und Ruhe und Frieden atmen ja hier die vielen Gärten überall. Auch zur Rechten versteckt sich hinter einem modernen Steinbau so ein kleines Holzhaus in satten grauen Farben, ein kleines Stückchen Garten schließt auch diesen Winkel ab. Wandern wir die Burgstraße weiter nach der Werftstraße zu, dann bleibt der Blick wie gebannt auf den ebenerdigen Häuschen mit den abgewalmten braunschwärzlichen Ziegeldächern und den Mansardenausbauten haften. Man kann bequem aufs Dach langen, wenn man in die Vorgärten hineingetreten ist. Blumenstöcke befinden sich auf den Fensterbrettern der behaglich und gemütvoll ins Grün lugenden Augen dieser Häuschen. Kugelakazien, Flieder, Ahorn und Kastanien stehen an der Straßenseite, und vom Hofe her schaut Grün übers Dach oder schimmert seitwärts durch. Malerisch gruppieren sich dahinter einige niedere Hofgebäude aus Ziegeln oder auch aus Holz, das Ganze etwas unordentlich und heruntergekommen, aber dafür um so poetischer. In die Burgstraße mündet hier die Schloßgasse, von der Gießereistraße kommend. Es ist ein Gäßchen, ein schmaler Gang, der sich an den niederen Hintergebäuden und den Gärten vorbeizuzwängen scheint. Grün und schwärzliches Grau sind die Farbentöne, die er zur Begleitung hat. Weiter oben kommt die Schützengasse des gleichen Wegs daher; sie allerdings ist befahrbar und erschließt keine Blicke in Gärten.

Zur Abwechslung schieben sich dann an der Schifferstraße ein paar moderne Steinhäuser ein, sie suchen das dunkle Fachwerkgebäude der alten Schule zu drücken, doch das Grün der Gärten läßt dieses Beginnen nicht ganz aufkommen, so daß der Reiz des Bauwerkes immerhin noch wirksam genug ist, um sich durchzusetzen und seiner Umgebung anzupassen, dem Stil des Zufriedenen. Die Schifferstraße, die rechts von der Burgstraße abbiegt, hat ebenfalls neben massiven Wohnhäusern einige aus Holz, so das fast rautenförmig zur Straße stehende Eckgebäude, das in seiner schiefen Grundstellung fast unfreiwillig erheiternd wirkt.

In der Burgstraße aber befinden sich gegenüber von beiden Seiten der Schifferstraße zwei kleine Häuschen mit massiven Giebelwänden. Wein berankt das eine,

Flieder und Kastanien beschatten das andere, Maiblumen duften in den kleinen Vorgärten, denen noch bei dem einen Häuschen eine Laube am Hauseingang abgerungen worden ist. Das Dach weist eine freundliche Mansarde auf. Die andere Seite der Burgstraße aber wird von parkartigen Gärten mit alten hohen Bäumen flankiert. In einem dieser Gärten steht ein altes kleines Haus, von dem von der Straße aus wieder kaum der Dachfirst zu erspähen ist. Auch die Gärten von der Schifferstraße stoßen an die Burgstraße, so daß dort ein großer Park sich ausdehnt, in dem das leichtbeschwingte Heer der befiederten Sänger unaufhörlich seine Lieder von Frühlingslust und Liebe erschallen läßt. Der Park ist so dicht, daß kaum die Hintergebäude der Häuschen an der Schifferstraße zu erspähen sind.

Maler würden hier dankbare Motive in Hülle und Fülle antreffen, aber Ansichtspostkarten von diesen malerischen Winkeln habe ich noch nirgends gesehen. Sowohl die Form als auch die Farbe verleiht der Gegend den interessanten Reiz. So manches Hinterhäuschen kann beinahe den Eindruck erwecken, als ob es die Masern oder Pocken hätte, so scheckig zeigt es sich. Von ganzen Stellen ist der Putz abgefallen, von anderen wiederum die Farbe verschossen, auch wohl nachgedunkelt, was zur Abwechslung in dem sonst im großen etwas melancholischen Farbenton der Häuschen nicht wenig beiträgt. Weiterhin erhebt sich ein zweistöckiges Holzgebäude mit zwei vorstehenden Freitreppen, von denen die eine einen Kellerhals überklettert, während das Dach einen Mansardenausbau erhalten hat. Schräg zur Straße, den Giebel dahin kehrend, bildet ein kleines mansardengeschmücktes niederes Häuschen mit abgewalmtem Dache hier den Beschluß dieses beschaulichen Erdenfleckchens in der Burgstraße. Ein kleiner Garten dient auch ihm zur Zierde. Sein Nachbar hat sich hinter Bäumen und einem hohen Bretterzaun versteckt. Hinter den Baumkronen ist das dunkelrote, abgewalmte Ziegeldach mit Dachfenstern und ein Teil des ersten Stockes eines Massivhauses zu sehen. Flieder, Eschen, Rüstern, Kastanien strecken ihre Kronen empor und träumen von einstigen schönen Zeiten.

Aber die Romantik des Viertels ist hier noch nicht zu Ende, wohl aber die der Burgstraße, die zwischen den neuzeitlichen Gebäuden des Konsumvereins und modernen Wohnhäusern nach der Werftstraße hinunterführt.

Verfolgen wir diese nach dem Grabower Freistaden zu, so beginnt unmittelbar hinter der Brotfabrik des Konsumvereins auf der rechten Seite abermals ein Gartenviertel. Gärten ziehen sich von der Werftstraße nach den kleinen Häuschen, die in Grün gebettet liegen, hinauf. Lieblich anzuschauen ist das Bild, und auch aus den Fenstern der auf der Höhe liegenden Besitzungen bietet sich ein weiter Blick über das grüne Odertal mit seinen blauen Wasserbändern und der langen Fläche des Dammschen Sees. Zwar bieten die Häuschen hier nichts besonderes, aber sie wirken einheitlich und sie passen sich dem ganzen Viertel in ihren Formen an. Unverfälschte Kleinstadtpoesie!

Ziemlich steil klettert bald darauf die Schifferstraße von der Werftstraße an, um auf der Höhe schließlich im Bogen in die Burgstraße zu münden. Kleinere niedere Häuschen geben ihr zumeist das Gepräge — die paar größeren können das Gesamtbild kaum beeinflussen. — Dazu tritt auch hier noch überall das Grün und Bunt kleinerer oder größerer Gärten, um auch der Schifferstraße etwas kleinstädtisch Gemütliches zu verleihen. Romantisch wirkt besonders das am Eingange nach der Werftstraße stehende Gesellschaftshaus mit seinen bretterverschalten Wänden und den arg zerzausten kleinen Hintergebäuden inmitten der kraftstrotzenden Gartennatur.

Auch die verlängerte Poststraße weist noch einige Holzhäuser auf, ebenso der parallel zu ihr sich hinziehende Wiekenberg. Ihnen mangelt indeß das Malerische, aber sie stammen noch samt und sonders aus der Stettiner Festungszeit. Nur das kleine niedere Häuschen neben der Kreyschen Fabrik in der Nähe des Freistadens kann Anspruch auf Beachtung erheben, zumal es tief unten an der hier erhöhten Poststraße liegt und ein hohes abgewalmtes Satteldach besitzt. Etwas weiter oben rechts, kommt man von der Oderseite, liegt das Oderschlößchen, ebenfalls ein gefälliger Holzbau. Gärten

fallen nun von der Berglehne nach der Werftstraße ab. Zunächst stehen hier einige schmucklose Holzbauten, dann aber schaut die Stevensonsche Villa aus grüner Umrahmung in die Weite; daran reihen sich die anderen kleinen Häuschen da oben. Ruhe und Beschaulichkeit scheint in ihnen anzutreffen zu sein, während auf der anderen Seite der Werftstraße, nach der Oderseite, gewerbfleißiges Leben pulsiert. So liegen stille, verschwiegene Großstadtwinkel und Industrie hier dicht beieinander. Wer aber die Romantik früherer Zeiten angedeutet sehen will, der hat nur nötig, seine Schritte an der Werft vorbei nach der Oderwerkstraße zu lenken, um von hier aus durch die Schmiedestraße an den Überbleibseln der Ruinen des alten Greifenschlosses vorbeizupilgern, des ältesten Zeugen hier aus längst vergangenen Tagen. Wie lange aber wird es dauern, bis die Überbleibsel aus Stettins Festungszeit, diese wahrhaft kleinstädtischen Idylle und stillen Winkel an der Burg-, Post-, Schifferstraße und am Wiekenberg verschwunden und durch nichtssagende hohe Steinwohnhäuser ersetzt sein werden? Die Zeit steht nicht still, und die Großstadt räumt unbarmherzig mit solchen Winkeln auf.

Alice Flechtner-Lobach

Im Jahre 1877 auf einer großen Grafschaft in Ostpreußen geboren, wo ihr Vater Beamter war, verlebte Alice Flechtner-Lobach ihre Jugend in den fernen Wäldern Ostpreußens, wo sich das Leben noch nach altem, strengem Rhythmus, fast wie an einem kleinen Hofe, gestaltete und mit seinen mancherlei drolligen Etikettenfragen Abwechselung schuf. Die schönsten Kindheitserinnerungen knüpfen sich für sie an den wundervollen, alten Park, der vor dem kleinen Hause des Vaters lag. Das kränkliche Kind wurde von einer ebenfalls kränklichen Erzieherin erzogen und gewann erst Geschmack an den Wissenschaften, als es kurz vor seiner Einsegnung zu dem verehrten und geliebten Pfarrer Erdsieck nach Caymen in Pension kam, wo es im Kreise seiner blonden Töchter zwei wertvolle Jahre verlebte. In ihren Lehrjahren beschäftigte sich Alice Flechtner-Lobach mit Musikstudien und legte verschiedene Examina ab. Dann führte sie ihr Weg nach der Kgl. Gewerbeschule in Posen, wo sich ihr Schicksal entschied. „Denn hier“, so schreibt Frau Flechtner-Lobach selbst — „traf ich den Mann, der recht eigentlich mein geistiger Erwecker geworden, der zuerst die schlummernden Kräfte in mir weckte und mir in den nun 18 Jahren unserer Ehe immer der treue geistige Kamerad und strenge Kritiker geblieben ist.“

Die ersten zehn Jahre ihrer schriftstellerischen Tätigkeit beschäftigte sich Frau Flechtner-Lobach mit Aufsätzen über kunstgewerbliche Themen und Studien über Volkskunst, die in den besten Fachzeitschriften erschienen sind. Mit Hilfe ihres Mannes betrieb sie volkswirtschaftliche Studien. Seit drei Jahren hat sie sich der eigentlichen literarischen Produktion zugewandt. Ein Roman „Freie Bahn“, der sich mit dem Problem des Aufstieges begabter Volksschüler befaßt, war das erste größere Werk. Ihm folgten in schneller Reihenfolge drei Novellen, „Eiserne Ringe“, „Der Stärkere“, „Die

Schlange", dann kleinere Arbeiten, „Midinette", im Universum erschienen, eine Erzählung in Reimen „Der heilige Dreiklang" und Skizzen „Die Teufelsfratze", „Die Dame mit den Lilien", „Wünsche" und einiges andere. Gegenwärtig ist Frau Flechtner-Lobach, die Phantasie, Temperament, warmes Gefühl und eine vielseitige Bildung mit einem männlich klaren, kritischen Urteil in sich vereinigt und einen lebendigen prägnanten Stil schreibt, mit einem neuen Roman und einer Novelle „Der Expressionist" beschäftigt.

Wer?

Wer rettet uns die Welt?
Ein Held?
O nein!
Wir hatten derer viele
und mußten kurz vorm Ziele
entkräftet fallen.
Das, was uns allen
nottut allein,
das ist e i n Wille,
der in der Stille,
doch mit Gigantenkraft
die Arme strafft
und — schafft!

Die Not

Die Not ist die Tochter des Todes. Aus Finsternis geboren, gesäugt mit Tränen — genährt mit Haß und Verzweiflung — nie erlöst — es sei denn durch das hellste, lichteste, reinste, das sich ihr gegenüberstellen kann, und das sie flieht, sie fürchtet und verachtet.

Tochter des Todes, stirbt sie selbst nie. Dem ewigen Juden gleich schleppt sie sich durch Generationen, durch Jahrhunderte, immer wechselnd und doch immer gleich.

Verbrechen, Unzucht, Unfriede sind die Meilensteine ihres Weges. Wut, Haß, Verzweiflung, Brutalität ihre wüsten, wilden, zerlumpten, verhungerten Kinder — die sie tausendfach gebärt und über die Welt sendet. Unzahl das Gesindel der Bastarde, vom kleinen Neid bis zum feigen Verrat, die von ihr ausgehen und ihrem dirnenhaften Wesen ihr Leben verdanken.

Denn sie fällt jeden an und niemand ist von ihr verschont. Gejagt von der Qual ihrer Existenz streckt sie ihre dürren Hände nach allem aus, was in Licht und Helle wandelt.

Ob Mann, ob Weib, ob Kind; ob schuldig oder rein, ihre unerlöste Verzweiflung stürzt wie ein Wegelagerer auf sie ein, hängt sich an sie, will sie herabziehen zu ihrem dunklen, feuchten Elend.

Die Sonne nicht und nicht die Blumen, die Vögel — die Engel selbst sind nicht verschont vor ihr geblieben.

Nicht die Engel! so hoch sie erhaben sind über der Tiefe ihrer verachteten Leiden.

Die Kraft ihrer wütenden Fänge riß einen Engel aus lichten Höhen zu ihr hernieder.

Ein Kind gebar die Not darauf, davor sie selbst sich entsetzte. Es war schön und rein wie ein Engel.

Es war heiß und dunkel und voll Widersprüche wie seine Mutter.

Dies Kind war die Sehnsucht.

Wie ein Abbild seines Vaters wandert es durch die Welt.

Was die Not zerreißt, zerstört, zerstampft — die Sehnsucht legt neue Keime in den verwüsteten Boden.

Was von der Not herabgezogen, gemein, verächtlich gemacht wird, — die Sehnsucht hebt es zur Höhe, gießt edlen Inhalt ins besudelte Gefäß.

Ein mahnender Rächer schreitet sie ihrer Mutter zur Seite. Himmlische Gaben hat ihres Vaters Herkunft ihr verliehen.

Hoffnung, Zuversicht, Mut, eiserner Wille — sie sind die Waffen, die sie denen in die Hand drückt, die die Mutter mißbraucht.

Heilsame Kräfte gehen befruchtend von ihr aus, des Vaters Segen gleitet goldleuchtend über sie hin.

Aber nicht minder heiß pocht das dunkle Blut der Mutter in ihr. Nicht immer ist sie siegreich im Kampf mit — ihr.

Tausendmal bereit, dem Guten sich zu opfern, kommt oft Böses auch durch sie. Dann reißt die Not sie an sich, erstickt sie in den Gluten gleichartiger Gesinnung.

Müde, zerstört kommt die Sehnsucht aus solcher Umarmung hervor. Nur langsam findet sie danach den Weg zum Licht.

Dann triumphiert die düstere Gewalt der Mutter.

Aber den Strahl des Lichtes zu erlöschen gelingt ihr nicht.

Im Gegenteil. Durch sie, an ihr gewinnt die Sehnsucht immer wieder neue Kraft und Stärke. Alle verzweifelten Versuche der Not, sie zu zwingen in den trüben Fluß niederer Begierden, gemeiner Empfindungen, lassen die Goldfunken um so heller blitzen — das Göttliche in der Sehnsucht leuchtender strahlen.

In ewigem Kampfe ziehen die beiden Frauen durch die Welt.

Keiner von ihnen wird es je gelingen, die andere zu bezwingen. Aber aus ihrem Kampfplatz sprießen grüne Gräser.

Für einen Augenblick sah einst die Tochter der Finsternis dem göttlichen Licht ins Angesicht.

Dieser Augenblick zerbrach die wuchtende Macht ihrer dunklen Triebe.

Für ewige Zeiten wird das Goldlichtlein der Sehnsucht über dem trüben Schlamm der Not leuchten!

Franz Friedr. Ferdinand Hoepfner

Einen kurzen Abriß seines Lebens gibt der Dichter selbst:

„Am 25. August 1882 wurde ich als Sohn des damaligen Fischergesellen Ferd. Hoepfner und seiner Frau Emilie geb. Jahnke, einer Arbeitertochter, in Stettin auf der Lastadie, Wallstr. 1, geboren. Evangelisch getauft und fromm erzogen, erhielt ich die Namen Franz, Friedrich, Ferdinand, auf die ich immer sehr stolz war. Als Junge tummelte ich mich täglich auf den alten Festungswällen herum und konnte stundenlang im Grase liegen und zum blauen Himmel träumen. Volksschüler, war ich ein aufgeweckter Knabe, der meist den 1. Klassenplatz inne hatte. Die liebste Unterrichtsstunde war außer Heimatkunde mir die deutsche. Ich hatte schon als Kind große Vorliebe für Dichtungen und las gern und viel. Am liebsten aber streifte ich durch Feld und Flur. Dieser Wandertrieb ist mir verblieben. Schulentlassen widmete ich mich dem Kaufmannsstande und bin heute Handlungsgehilfe.

Mit Lust und Liebe, in vollster Hingebung war ich Soldat und diente aktiv im Pom. Füsilier-Regt. 34, damals in Bromberg. Beruflich war ich bisher nur in Stettin tätig. Seit 13. April 1909 bin ich verheiratet mit Elfriede Grimm, Tochter des Kaufmanns Max Grimm und seiner Ehefrau Maria geb. Barnick. Aus dieser Ehe lebt eine Tochter Ursula.

Anfang August 1914 unter die Fahnen gerufen, machte ich den Feldzug im Osten mit und wurde durch Bauchschuß nach dem Karpathendurchbruch in den Kämpfen um Lemberg schwer verwundet. Seit 1. März 1919 aus dem Heere entlassen, lebe ich wieder in Stettin.

Mein erstes Gedicht „In den Anlagen“ wurde am 16. November 1900 im Stettiner General-Anzeiger veröffentlicht. Spätere Musenkinder folgten in den verschiedensten Tageszeitungen und illustrierten Blättern.

Eine Reihenfolge religiöser Gedichte, die von der pommerschen Kritik nicht schmeichelhaft beurteilt wurden, gab ich im Xenien-Verlag Weihnacht 1916 unter dem Titel „Via dolorosa" heraus. Zu weiterer Drucklegung fehlte es mir bisher an Gelegenheit, Zeit und Tatfreudigkeit. Mein Wunsch ist, daß auch in Pommern die Kriegsgedichte zu einem Bande gesammelt würden. Manches Stimmungsbild aus ernsten Tagen habe auch ich im Felde und später im Heimatsdienst aufgezeichnet.

Schlicht wie ich aus dem Volke entsprungen bin, sind auch meine Arbeiten teils ein Spiegel meines Lebens, teils ein Abglanz schöner Stunden, Erinnerungen und Augenblicke, die ich mit den Augen der Liebe sah."

Mit Interesse werden die Freunde der Dichtkunst diese Lebensskizze gelesen haben. Hoepfner ist ein aufstrebendes Talent, auf das man Hoffnungen setzen darf. Sein hoch und fein entwickeltes Naturgefühl, das ihm die „glücklichen Augen" gibt, geheimste Schönheit zu erlauschen und ein heiß pulsierendes Empfindungsleben sind für ihn charakteristisch.

Abendstimmung am Rugard

Dämmernde Schatten
schweben in matten
Schleiern und hüllen
schlaftrunkenes Land.

Wiesen und Felder,
Hügel und Wälder
schlummern umarmet,
vom Frieden umspannt.

Dunkel und dichter
dämmt letzte Lichter
schwindenden Tages
blauschwärzliche Nacht.

Scheidender Schimmer
Feuergeflimmer
glüht durch die Tannen
in goldroter Pracht.

Spiegelt der Gluten
Glanz in den Fluten
Jasmunder Boddens,
der silbern sie trinkt.

Tief wird das Schweigen,
nur noch der Reigen
rauschenden Windes
im Nachtlied verklingt.

Die Eine

Ich kannte Mädchen, eine ganze Schar,
mit leuchtenden Augen und duftigem Haar.
Sie haben an manchen sonnigen Tagen
mir jubelnde Freude ins Dasein getragen.

Wir haben in goldener Jugendpracht
in sprühendem Frohsinn die Stunden verlacht
und haben geschwärmt und damit ihrs wißt,
an verschwiegenen Plätzen uns heimlich geküßt.

Doch eine, die stolz ihr Haupt erhob,
um das sie Flechten goldschwer wob,
mit Augen klar und hell und licht
in einem jugendzarten Gesicht,

mit wiegenden Hüften und freiem Gang
und einem Lachen voll hellstem Klang,
die eigen von frühester Jugend mir war
und die ich umworben hab' sieben Jahr,

die E i n e , die herben Sinnes dann wich
und die mir doch nimmer im Herzen erblich,
die muß ich trotz allem schweren Entsagen
in Liebe durch mein Leben tragen!



Blühender Maitag

Blütenbäume rauschen wie Wasserkünste
in die blauen Lüfte,
die widerklingen von ihrem Spiele.
Überall
heben und senken sich die Äste
weißbestäubt.
Von ihnen perlen in glitzernden Tropfen
sonnendurchströmt
die leichten lachenden hellen Blätter.

Wie Schmetterlinge
flattern die duftigen Seelchen
ins Gras,
wie in ein tönendes Becken.

Jeden Tag
sehe ich das liebliche Rieseln
mit Rührung
und denke eigener fröhlicher Jugend,
mutwilliger Spielchen,
sorgenloser Freiheit,
da die drängende Fülle in jauchzendem Jubel
sonnenwärts stürmte
ungehemmt.

. . . daß ich Fittiche hätte
noch einmal so zu schweben
in Duft und Klang,
maijugendtoll und lichtberauscht!



Gartentulpen

Hörst du kristallnes Klingen?
Es kommt vom Tulpenbeet,
das mit geschliffnen Kelchen
am Gartenrande steht.

Auf hohen schlanken Ständern,
sechsblättrig, strebt empor
zum funkelnden Gebilde
der stolzen Krone Flor.

Nun trinkt aus ihren Schalen
feurigen Sonnentrank
und Blütenrausch der Frühling,
das gibt so feinen Klang!

Die Kastanie

In der Maiennacht,
dufterfüllt vom Flieder,
entzündet auch
in prächtigen Rispen
ihre strahlenden Liebeskerzen
im dunklen breitästigen Gezweige
die Kastanie.

Auf den grünen Leuchtern
glüht sie mit abertausend
keuschen Blütenherzen
in bräutlichem Verlangen
nach Vollendung.

Mit Silberfiligran
umhängt der Mond
ihren jungfräulichen Schlummer.

So taumelt sie
brünstig ins Leben
und breitet ihre Arme
um den lockenden Frühling.

Bebend träumt sie
in der Stille
den großen Traum
verheißungsreichen Mutterglücks.

In unendlichen Wonnen
träumt sie
lächelnd
ein wundervolles heiliges Geheimnis:
von runden, grünen,
stachlichen Wiegenkörbchen
und auf weißen, sammetweichen
Kissen darin
blanke, braune, kleine Kinder,
echte, glänzende, süße Zigeuner!

Kinder heißer, fremder, südlicher Sonne,
in der einst ihre Ahnen standen
auf Persiens glühendem Boden
am azurblauen Meere.

Davon träumt sie,
herrlich und rein,
in nordischer Mainacht
die Kastanie.

. . . und unter ihr
zwei Menschen
im Mai
träumen lenzselig auch,
und ihre Sprache wird
zu klingenden Küssen . . .



Musik

Ströme brausen, Wälder rauschen,
Wiesen tönen, Gärten geigen,
Seelen jauchzen, Herzen lauschen;
selbst in Klängen schwelgt das Schweigen.
Meere fluten, Ufer klingen,
Sterne zittern, Sonnen schwingen,
aus des Weltalls mächtgen Dingen
will und muß Musik entspringen.

Abendgang

Pechnelken glühen in rotem Licht
zwischen braunen Ackerschollen;
an den Stengeln silberdicht
wogt der Ähren Schwergewicht,
schaukeln sich die körnervollen.

Staugräben. Neben ein schmaler Weg,
den fünf krumme Birken schatten,
wo hölzerner Brückensteg
in ein waldiges Geheg'
führt den Fuß auf schwanken Latten.

Schwarze Flut in grünen Träumen liegt.
Wald die hohen Kronen spiegelt,
Mückenschwärme tanzend wiegen,
blitzende Libellen fliegen,
schwirrend leise sie entgleiten
in die dunklen Einsamkeiten,
die von Tannen schwarz verriegelt.

❀

Die da unsichtbare Kronen tragen . . .

Eine junge Frau sah ich in der Pfingstfreude,
die trug den hohen Leib der ersten Mutterschaft
wie eine Heilige, wie eine
Priesterin der Fruchtbarkeit.

In ihrem tiefen Blicke lag das Sommerreife,
um sie das Glorienleuchten der Unnahbarkeit,
jenes Losgelöstsein von den Beschwerden der Erde,
das sie traumselig gleiten machte.

Mit feierlich schleppenden Schritten
wallte sie durch die Menge,
eine Gottgeweihte,
und lauschte auf den Schlag ihres Herzens,
Zwiesprache haltend
mit dem klopfenden Leben in ihr.

So ging sie dahin unter den hohen Bäumen,
schritt, verklärt von innerlicher Freude,
den hellen Weg entlang
und hatte all der Menschen nicht acht,
nicht acht auch der üppigen Blumen der Wiese.

Mitten in die Sonne hinein
wallfahrte sie,
ihrer Vollendung entgegen.

Hans Robert Jordan

Hans Robert Jordan wurde am 12. Mai 1893 zu Goslar i. Harz geboren. Durch die Wohnsitzverlegung seiner Eltern nach Stettin verlebte er dort seine Kinderjahre und besuchte dann von Sexta ab das Gymnasium zu Goslar i. Harz. Nachdem er längere Zeit hindurch auf der Universität Greifswald Rechts- und Staatswissenschaften studiert und sich einige Semester auch dem Studium der Geschichte und Literatur gewidmet hatte, ist er zurzeit in Stettin als Schriftsteller und Parteisekretär tätig. Schon in seiner frühesten Jugend betätigte er sich schriftstellerisch, eine Begabung, die sich von seinen Eltern und Großeltern auf ihn übertragen hat. Nicht nur die Beschäftigung mit Geschichte, sondern auch tiefgehende Naturstudien sind es, deren Spuren man in seinen sämtlichen Schriften begegnet. Es erschienen bislang 1912 ein Gedichtband „Aus der Dämmerstunde" und 1919 ein Schauspiel „Das Glück — ein Schatten", in der nächsten Zeit erscheinen eine Gedichtsammlung „Die Welt und wir" und ein Schauspiel „Der Ring des Tiberius". In seinen Schauspielen offenbart Jordan eine beachtenswerte Gestaltungskraft und eine sichere Führung, die sich mit lebendiger Sprache vereinigt. In seinen Gedichten fesselt er da am meisten, wo Gedanken und Gefühl in schwungvollen freien Rhythmen fließen. Sein schlichter, klarer Prosastil nimmt zuweilen lyrische Wärme an.

Der alte Freund

Alt war er, sehr alt sogar. Mein Vater pflegte zu sagen, schon in seiner Jugend sei er sehr alt gewesen, er, der alte, braungebeizte Kleiderschrank.

Aus der Zeit der Urgroßeltern und Großeltern sollte er stammen, von irgend einem Lieben einst zur Aussteuer gekauft oder als Andenken geschenkt.

Schmucklos sah er aus, braun mit schwarzen Streifen verziert, die man aber nur noch schwer sehen konnte.

Und alt war er, das sah man an den vielen kleinen Wurmlöchern, den Zeichen des Alters und des Verfalls.

Und nun sollte ich mich von ihm trennen!? Leid und Freude hatte er mit der Familie erlebt und getragen; manchmal, wenn es wohl gar zu arg wurde, wenn die Sorgen der Eltern, der Großeltern zu schwer und groß und drückend wurden, wenn draußen und drinnen Wind und Wetter war und der Sturm heulte und rüttelte, dann seufzte er wohl sogar leise auf, dann stöhnte er leise, leise . . .

Dann hatte er in seinen Fugen gebebt und hatte den lieben, guten Menschenkindern, zu denen er gehörte, traurig zugerufen:

„Seht, ich werde alt! Bald werdet Ihr mich forttragen und als unnützes Holz beiseite werfen."

Und jetzt sollte er fort, ganz fort . . . So wie er es schon einst geträumt hatte, wie er es einst den lieben, alten Freunden so ahnungsvoll zugerufen hatte: „. . . als unnützes Holz . . ."

Nach rauschenden Festen und fröhlichen Familienfeiern im trauten Kreise hatte er die „Staatskleider" wohl verborgen und aufbewahrt; stets war er ein Zeuge gewesen von Liebe und Glück und hatte still und gern den lustigen Erzählungen und Erinnerungen gelauscht.

Und wenn dann wieder ein alter guter Freund oder gar ein lieber Verwandter die Reise angetreten hatte in das Land, aus dem es keine Rückkehr gibt, dann hatte er sich lautlos geöffnet und ebenso lautlos geschlossen, er, der treue Alte!

Jetzt freilich sollte er zu den modernen, im „Über"-jugendstil gehaltenen Möbeln nicht mehr passen, er, ein Vertreter der Einfachheit und der guten alten Zeit. Der guten alten Zeit.

Jetzt war er wert, hinausgestoßen zu werden in die Küche, in das Waschhaus, damit er doch wenigstens als Kleinholz noch einigermaßen seinen Zweck erfülle.

Als nun die Tischler kamen, um ihn abzuschlagen und fortzubringen, da war es mir zumut, als ob ein Stück von mir selbst abgeschlagen und fortgebracht würde; da zog mir so ein weher, herber Trennungsschmerz durch meine Seele . . .

Da, ich gestehe es gern, da kamen mir endlich Tränen in die Augen; ich konnte es nicht über das Herz bringen — ich konnte es nicht!! Ich litt es zwar, daß er auseinandergenommen wurde.

Aber nicht in die Küche ließ ich ihn bringen, sondern in eine kleine stille Bodenkammer, wo ich dann vorsichtig Stück für Stück in eine Ecke legte und zudeckte.

Mit einem alten, buntgeblümten Stück Kattun deckte ich ihn zu; das sollte ihm als Decke dienen, da es auch alt war, auch sehr alt.

Da möge er nun ruhen nach den treuen Diensten, die er uns geleistet hat von Kind zu Kindeskind, bis ins dritte und vierte Glied!

Lebe wohl, alter Freund!

Lebe wohl!!



Ein Traum

Der Mond warf sein bleiches Licht auf den Weg, auf dem ich träumend dahinschritt.

Stille rings um mich.

Über mir wölbte sich der klare Sternenhimmel.

Meine Füße stießen an vertrocknetes Laub und dürre Zweige, denn es war Herbst. Es war ein prächtiger Herbstabend. — Auf einer Bank ließ ich mich nieder, von der man einen weiten Ausblick hatte in die Ebene. Hier und da sah man in der Ferne die freundlichen Lichter eines Bauernhofes oder eines ganzen Dorfes.

Ich aber blickte gen Himmel, zu den flimmernden Sternen und sah ihr flackerndes Licht, so ruhelos . . . ruhelos.

Da trat mir ein Bild vor meine Seele: Mein bisheriges Leben.

Und wie ich noch darüber nachdachte, da sah ich einen Jüngling einen steilen Berg erklimmen, unter unsäglichen Mühen und Beschwerden. Bald stieß sein Fuß an spitze Steine, bald ritzte ein Dornbusch seine zarten Glieder, daß sie bluteten.

In der Mitte des Berges befand sich eine grüne Wiese.

Vögel sangen dort ihre Lieder und die lustigen Sonnenstrahlen huschten über den schmucken, grünen Teppich.

Dort ruhte sich der Jüngling aus; er legte sich ins Gras und sah den Weg, den er zurückgelegt hatte, und war froh.

Und dann sah er zur Höhe.

Und als er sah, daß der Weg noch viel beschwerlicher und mühevoller wurde, da verzweifelte er, da blieb er auf der grünen Wiese.

Und er begnügte sich mit dem Erreichten, aber er sah stets verlangend zur Höhe und war nie zufrieden.

Und ich sah noch einen Jüngling.

Der stürmte ebenfalls mutig vorwärts.

Nach schweren Mühsalen und großen Anstrengungen kam auch er zu der herrlichen Wiese. Aber unaufhaltsam arbeitete er sich zur Höhe empor, Rast und Erholung verschmähte er.

Endlich, nach langen Jahren und nach unsäglichen Leiden hatte er die Spitze des Berges erreicht.

Nun stand er dort oben und sah lächelnd herab: er übersah noch einmal den Weg, den mühevollen. —

Dann aber war er frei und fröhlich und zufrieden.

Wie lange habe ich so gesessen? Ich weiß es nicht.

Spät erst trat ich den Heimweg an, die Lichter in der Ebene waren schon lange erloschen.

Meine Seele aber jauchzte und war dankbar.

Ich sah mein Ziel und kannte es. Ich hatte mich wiedergefunden!

Begierde

Hellglühende, alles verzehrende,
rasende Flammen!
Vom Winde entfacht
und vom Sturme getragen
bäumt ihr euch auf,
unendlich, unendlich . . .
Bis in des Himmels
herrliche Weiten
tragt ihr die Helle,
das irdische Licht.
Blendender Qualm,
ein Krachen und Prasseln.
Ein wildes Gemengsel
von irdischen Mächten,
ein kraftloses Bäumen!!
Ein Zerren und Ziehen
an stählernen Ketten
nach oben . . . gen Himmel!! —
Ein blindes, ewig blindes Tasten
in der Unendlichkeit,
der weiten, weiten,
ewig fernen
Unendlichkeit . . .



Liebe

Alles umfassende,
alles beglückende,
Welten versetzende,
heilige Liebe!
In des Meeres schäumendem Tosen,
in der Bäume friedlichem Rauschen,
in der Ähren goldgelbem Blinken
hört man und sieht man die Liebe, die Liebe.
Göttliche Liebe!
Freundliche Schwingen
tragen hinüber dich
über die Erde, die rauschenden Wasser,
bis in des Himmels
unendliche Fernen. —
Wankende Herzen,
entmutigte Seelen!
Suchet die Liebe,
die alles vergebende,
alles verzeihende, ewige Liebe!
Kommet, ihr armen Belad'nen des Lebens!
Gottes Liebe,
unendliche Liebe,
wird auch euch die Türen des Himmels,
wird euch der Seligkeit Pforten eröffnen!



Trost

Auch du dahin. — Nach langem Schmerzenslager
hat dich der Tod von deiner Qual erlöst,
du armer, treuer Dulder und Entsager.
Auch du dahin. — In deiner Jugendfülle,
im besten Alter kam der kalte Freund
und machte deine Lippen bleich und stille.
Auch du dahin. — Der Mutter Stolz und Glück,
der armen Schwester und des Bruders Liebe,
du gingest von uns, kehrst nie mehr zurück.
Leb' wohl, mein Freund!—Von dieser schönen Erden
gingst du zum Vater in den Himmel ein
und wirst dort besser noch und reiner werden.

Hugo Kaeker

In dem Städtchen Gartz a. O. geboren, wuchs Hugo Kaeker in fröhlicher Ungebundenheit als „Donichhot“ (Tunichtgut), wie er gelegentlich launig bemerkt, zwischen den Kindern der Kleinstadt auf, eine wonnige Spielzeit in dem alten, unendlich geräumigen Hause seiner Eltern in vollen Zügen genießend. Vielleicht strahlt noch aus dieser fröhlichen Kindheit der sonnige Schein, der Kaekers Dichtung verklärt. Der Knabe besuchte zuerst die Volksschule, dann das Gymnasium und empfing seine berufliche Ausbildung zum Lehrer auf der Präparandenanstalt und dem Seminar. Tüchtigen Lehrern gelang es, dem Knaben und heranreifenden Jüngling eine tiefe Liebe zur deutschen Literatur, besonders zur mittelhochdeutschen Zeit, zur griechischen Sprache und zur Philosophie einzuflößen, das für die Lieblingsneigungen des Mannes entscheidend bleiben sollte. Im Mai 1885 kam Kaeker als Lehrer nach Stettin. Seine ganze Freizeit widmete der junge Philologe der Literatur und ackerte mit Feuereifer ganze Bibliotheken durch. In eifriger, sich ständig häufender Arbeit vergingen die Jahre. Die Beschäftigung mit Literatur und Philosophie füllt auch heute die knappen Mußestunden des vielbeschäftigten Schulleiters aus. Kaeker lebt in einer glücklichen, mit Kindern gesegneten Ehe. Die Kriegsjahre brachten ihm und den Seinen tiefen Schmerz, da sie ihn eines hoffnungsvollen Sohnes beraubten. — In seiner Dichtung erweist sich Kaeker als echter Sohn seiner Heimat. Er hat sich tief in die Seele der pommerschen Landschaft eingefühlt. Seine Entwicklungslinie geht über Schiller, Uhland, Lenau, Eichendorff zu Goethe und zur modernen Lyrik Liliencrons und Falkes. Kaeker ist zu einem eigenen Ton gelangt. Seine besinnliche und träumerisch behagliche Art, die oft ein Schein von Humor vergoldet, spiegelt die Harmonie eines gefestigten Charakters und lauteren Gemütes.

Es ist ihm vor allen gegeben, die Lichtseiten des Lebens in seiner Dichtung festzuhalten. Unter den aufrüttelnden Eindrücken des Weltkrieges entstand sein im Verlag von Fischer und Schmidt erschienenes Buch „Unter dem Roten Kreuz“, in dem er die kunstvolle Form des Sonettes besonders bevorzugt. Kaeker hat sich auch viel mit Übersetzungen aus fremden Sprachen in gebundener Form beschäftigt. Insbesondere verdienen seine Übertragungen aus den Dichtungen Baudelaires, die von feinster Einfühlung in diese fremdartig komplizierte Dichterpsyche zeugen, unsere Aufmerksamkeit.

Am Meer

Im Meer verglomm der letzte Schein
von einer blassen Abendröte.
So sanft sang sich die Dünung ein,
als ob sie Gutenacht uns böte:
Wir saßen einsam noch am Strand
und hatten Hand in Hand geschlungen
und sahn geruhsam Meer und Land
vergehn in grauen Dämmerungen.

Da plötzlich klang vom Ufersaum
ein Lied in tiefgetragnen Weisen,
und leis erschauernd wie im Traum,
begannst du: Morgen muß ich reisen.
Tieftraurig klang am Strand das Stück,
und heimlich bebten deine Hände;
mir aber war's, als ob das Glück
auf ewig mir den Rücken wende.

Und dennoch ließ ich ungesagt
das Wort, das dich vielleicht gehalten,
und war beim Abschied unverzagt
und spielte den Gelaßnen, Kalten. —
Nie hab' ich wieder dich gesehn,
seit dort am Meer mein Glück zerstiebte — —
O warum ließ ich dich nur gehn,
und wußte doch, daß ich dich liebte!

Strahlenregen

Im Dunkel lag die stille Heide,
ein feiner Strahlenregen rann;
durch's duft'ge Blütenglanzgeschmeide
strich leiser Nachthauch dann und wann.

Mir war's, als neigten Engelhände
im Himmel voller Schalen Rand
und sprühten ihre Segenspende
aufs weite durst'ge Heideland.



Ihr letzten Sonnentage

Ihr letzten Sonnentage
mit eurem milden Glanz,
nun prangt in Flur und Hage
der bunte Herbsteskranz;
nun weht auf brauner Heide
der Sommerseide Band;
verweint, im Bettlerkleide,
schleicht scheu das Glück durchs Land.
Am wilden Rosenstrauche
lehnt blaß mein Sommerkind;
mit herbstlich rauhem Hauche
umspinnt's der Abendwind;
ein Ton verhaltner Klage
schwingt leise durch die Luft:
Das Glück der Sommertage
sinkt in die Wintergruft.



September

Herbstkräftig streicht Septemberluft
mir über Stirn und Wangen,
und kommt ein frischer Apfelduft
vom Gartenland gegangen;
fernher verklingt ein sanft Geläut,
ein Lied weht in den Winden,
mir aber ist's, als müßt ich heut
ein heimlich Glück noch finden.

Stürmischer Tag

Sensenrauschen im Gefild,
Sturmgestöhn im Walde,
trotzig brüllt das Meer und schwillt
bis zur Dünenhalde.

Mitten durch das tolle Stück
klingt dein leises Lachen:
Heimlichleise lockt das Glück
mich in seinen Nachen.



Im eignen Zelt

Du meine engbegrenzte Welt
mit deinen kleinen Sorgen!
Wie fühl' ich nun im eignen Zelt
mich sicher und geborgen!
In weiter Ferne rollt und rauscht
der volle Strom des Lebens —
kaum daß mein Ohr zuweilen lauscht;
mich lockt sein Ruf vergebens.

Im Gleichmaß geht der Tage Gang,
stets gleiche Lust und Pflichten;
doch wünscht' ich's all mein Leben lang
nicht anders einzurichten.
Wenn still mein Blick in deinen taucht,
die Kinder fröhlich lachen,
dann hat mein Herz all, was es braucht,
das Leben froh zu machen.

❀

Holdes Wunder

O holdes Wunder, heilge Zeiten,
wenn in des Mädchens zartem Leib
sich seltsam zwei Naturen streiten:
Ist es noch Kind? Ward es schon Weib?

Schon wogt des Busens zarte Welle
verrätrisch hinter leichtem Flor;
doch aus der Lippen Purpurschwelle
bricht harmlos Kinderplaudern vor.

Schon fließen stiller Sehnsucht Tränen,
das ist der Minne erstes Spiel;
und doch; die Jungfrau kann noch wähnen,
sie kenne nicht der Sehnsucht Ziel.

Dann schwellt ein ahnungsvolles Bangen
so schauersüß die kleine Brust;
und doch; das Mädchen kann verlangen
nach Kinderspiel und Kinderlust.

O holdes Wunder, heilge Zeiten!
O frommer Unschuld Zauberbann!
Durchs Herz mir Wehmutsschauer gleiten,
in stummer Andacht bet' ich an!



Mittagsstille

Mittagsstille. Wald will träumen.
Buchfink schlummert schon im Nest.
Glutenstrahlen von den Bäumen
rieseln nieder durchs Geäst.
Eidechs ruht bequem im Sande,
sonnt die bunte Schuppenhaut —
Mittagsstill im ganzen Lande!
Nicht ein einz'ger leiser Laut!

Mittagsstill. Die Seele dämmert,
eingelullt in wachen Traum,
und das Herz, das wilde, hämmert
jetzt in schwachen Pulsen kaum.
Traumhaft regen sich die Bäume —
traumhaft eines Vogels Flug —
Wie ein Traum in meine Träume
fällt des Waldes Atemzug.



Im Lindenhof

Im Lindenhof am Wiesenbach,
das war ein schöner Frühlingstag.
Von Gästen saß der Garten voll,
die Kellner rannten herum wie toll;
nach Kaffee roch die ganze Luft.
Dazwischen zog feiner Kuchenduft.

Bald stahl ich mich vom Kaffeetisch
mit den Kindern hinunter zur grünen Wisch.
Da war die Welt so sonnigweit,
die Erde prangte im Frühlingskleid,
von Blumen bunt war schon die Au,
die Wellen im Bache glitzerten blau,
die Weiden standen im grünen Haar,
das frische Gras roch wunderbar,
buntfarbige Falter taumelten schwer
wie düftetrunken darüber her,
und übermütige, hemdärmelige Jungen,
die sind am Wasser herumgesprungen
und schnitten Flöten und bliesen sich was,
und die kleinen Mädchen lagen im Gras
und wanden Frühlingsblumen zum Kranze —
Auf lichten Wolken der Herrgott saß
und überschaute lächelnd das Ganze.

Karla König

Karla König wurde geboren am 3. Juli 1889. Eine sonnige Kindheit verlebte sie gemeinsam mit zwei älteren Brüdern im Elternhause. Der Vater, Chefredakteur der „Neuen Stettiner Zeitung“, eine hochbedeutende Persönlichkeit, war Erzieher und bester Freund seiner Kinder. Die künstlerische Tradition des Elternhauses, das eine Sammelstätte bekannter Dichter und Künstler war, begünstigte die Begabung Karla Königs in glücklichster Weise. Der Tod des geliebten Vaters und der Verlust des einen Bruders warfen schwere Schatten in das junge Leben. Frühe schon trat an die Achtzehnjährige der harte Lebenskampf heran, den sie mit außergewöhnlicher Entschlossenheit aufnahm und mit Erfolg führte. Das Seminar verlassend, gab sie zuerst Privatunterricht und trat im August 1912 in die Schriftleitung der „Stettiner Abendpost und Neuesten Nachrichten“ ein, der sie noch heute angehört.

Die Form der Gedichte Karla Königs ist von zwingender Selbstverständlichkeit dadurch, daß sie jeder leisesten Empfindungswelle folgt. In Rhythmus und Vokalisation offenbart sich ein tiefes und feines musikalisches Verständnis, das instinktiv die mannigfachen Gesetze der Verskunst erfüllt. Die Fülle der Zeitworte und die Üppigkeit der Bilder, die doch infolge straffer Konzentration nie verwirren, die oft erstaunlich treffsichere Schlichtheit der schönen Sprache ergeben einen Reichtum, der den Stoffkreis zur vollsten Blüte künstlerischer Höhe führt. Dieser Höhe entspricht eine tiefe Durchseelung, die die verschwiegensten Gründe menschlichen Empfindens dem ahnenden Herzen des Lesers eröffnet. Die Gedanken, als Träger des Gefühls, sind stets gefühlsmäßig aufgelöst. Das Letzte und Tiefste wird nicht zu Ende gesprochen, sondern klingt als persönlichstes Gefühl zwingend im Unterempfinden des Lesers und Hörers weiter, so daß das Kriterium der lyrischsten Lyrik: der

lyrische Schleier, über allem klingenden Golde liegt. In fast allen Gedichten ist das Geheimnis der Harmonie zwischen innerer und äußerer Form mit instinktiver Selbstverständlichkeit gelöst. Aus allen diesen Momenten erklärt sich die Kraft des objektivierten Subjektivismus, d. h. der Fähigkeit der Dichterin, für jedes kleinste ihrer eigenen inneren und äußeren Erlebnisse unser Empfinden zum persönlichsten Mittönen zu zwingen. Die Stimmung ihrer Lyrik ist meist die aus Kampf und Liebe grundecht erwachsene Schwermut. Um so tiefer und oft geradezu ergreifend wirken die freudigen Klänge. — Karla König hat sich auch in der Prosa überaus fruchtbar betätigt. Ihre schöne und klare Sprache fesselt da am meisten, wo sie von echten lyrischen Wellen durchströmt wird, so daß auch in der Prosa die Lyrikerin siegt. — Im Jahre 1912 gab sie im Verlag von R. Zacharias einen Band „Gedichte" heraus. Im Dezember 1918 erschien die erste Auflage ihrer „Einsamen Feuer", die binnen neun Wochen vergriffen war. Im „Norddeutschen Verlag für Literatur und Kunst", Stettin, erschienen soeben die zweite bedeutend erweiterte Auflage ihrer „Einsamen Feuer", ein vielseitiger und psychologisch tiefer Novellenband „Menschen" und ein Odermärchen „Das Abenteuer der Katze Sardinie", das in behaglicher Ausspinnung von Karla Königs feiner Beobachtung zeugt. — Die im Verlage von M. Bauchwitz, Stettin, erschienene Broschüre „Wie arbeite ich politisch? Ein parteiloses Wort an die deutsche Frau" ist durch klare Sachlichkeit, weiten Blick und warmherzigen Ton ausgezeichnet. P. R.

Zwischen vier und fünf

Es gibt keinen eigenwilligeren Diktator als die Seele in ihrer Empfindung für Zeitmaße. Wochen gleiten flüchtig dahin, Monate eilen, Jahre fliegen — und überlebensgroß wächst eine einzige Nacht aus dem Schattenspiel der Gedanken! Bleischwer der Tropfenfall der Sekunden, unsagbar mühselig, so daß man dem ersten silbergrauen Streifen, der sich messerklingenschmal zwischen Wand und Fenstervorhang schiebt, wie einer Erlösung entgegensieht. Sogar den „Musageten" ist man nicht weiter böse, die auch nur auf den schmalen, silbergrauen Streifen gewartet zu haben scheinen, um mit ihrer Morgenmusik zu beginnen, die der fest und ruhig atmende Schläfer sonst einfach überhört. Den Fliegen, die auf einmal in großen Kreisen an der Decke ziehen, wie schwarze Tropfen durch die leicht phosphoreszierende Dämmerung im Zimmer schießen, wie getragen von ihrem eigenen, feinen, dunklen Summen, — und der „einzelnen Mücke", diesem wahren, kleinen Ungeheuer, das mit sieghaftem Trompetenlärm auf den Ruhenden zusteuert, ein köstlich ironisches Sinnbild peinlicher Alltagsdinge. Man müßte sie nur ruhig herankommen lassen, bis sie sich vertrauensvoll niederläßt — und dann ein einziger, geschickter Streich — und sie hätte die Herausforderung teuer bezahlt. Aber etwas Geduld gehört dazu und auch etwas Jagdglück — und wer hätte beides immer auf Lager.

Aus den geöffneten Fenstern der einzelnen Wohnungen, die wie kleine in sich geschlossene Welten mit eigenem Leben, Leiden und Empfinden nebeneinander lagern, begrüßen sich die Uhren. Eine kleine, eilige Uhr, die es nicht erwarten kann, schlägt mit zierlichem Tanzschritt „vier". Nach einem ganzen Weilchen antwortet eine zweite, bedächtiger, unpersönlicher, — nicht langsam, nicht schnell, nicht leise, nicht laut, ganz goldene Mittelstraße. Sie hat noch nicht ausgeredet, da übertönt es sie mit dunklem Kirchenglockenton, mit tiefer, melancholischer Klage. Und auf einmal möchte man gerne die Uhr sehen, die eben gerufen hat — mit dem tiefen, zitternden Seelenton . . . Sie hängt sicher nicht

bescheiden an einem Eckchen Wandfläche wie die beiden anderen, sie steht als Persönlichkeit mit den Füßen auf der Erde und hat ihr eigenes, geräumiges, kunstreich in Holz geschnitztes Haus. Sie beherrscht das Zimmer und keiner kann hindurchgehen, ohne einen Blick auf die große Uhr zu werfen. Ihre Stimme ist ernst wie Kirchengesang, sie ruft mit der gleichen gelassenen Unerbittlichkeit die hellen wie die dunklen Stunden ab. Aber es ist kein Zweifel, daß sie die dunklen Stunden besser versteht. Ein Mitempfinden schwingt in ihrer auf den ersten Eindruck so gelassenen Stimme, ein dunkelwehmütiger Trost: „Laßt nur! Es geht ja alles vorüber . . .!“

— — Ein Morgenschwälbchen schießt blitzenden Fluges am offenen Fenster vorbei, ein Rosawölkchen kreuzt wie ein verlorenes, suchendes Segel den noch silbrig blassen Himmel. Ganz erstaunt sehen die Dinge im Zimmer den Menschen an, den es schon so früh hinausgetrieben hat. „Was willst du denn schon hier?“ scheinen sie zu fragen. „Willst du denn wirklich schon wieder weiterlesen?“ fragt das noch von gestern abend aufgeschlagene Buch. Auch die Dinge lieben die Gewohnheit und wenn wir ihnen zu ungewohnten Zeiten nahe kommen, sind sie uns leise entfremdet. Aber ihr Fremdsein verweht mit den Schauern und Schatten der Nacht.

Und auch der Mensch ist nicht länger der trübe Gast auf der dunklen Erde, wenn draußen der junge Sonntag die in lastender Dunkelheit vergebens gesuchte — die Stadt der goldenen Türme baut! Und käme es selbst nicht dahin . . . bliebe der Himmel weiß und bleich und regenverträumt und würde kaum heller als am eben geborenen Morgen — ein heimlicher Goldglockenton wird auch durch den sonnenlosen Sonntag gehen, auch unter dem regendämmernden Himmel wird die Seele die helle Gewißheit pflegen können — „es ist T a g geworden!“

❀

An meinen Vater

Leuchte meinen trüben Stunden,
du unsterbliches Gesicht,
was ich blutend überwunden,
heb' in dein verklärtes Licht!
Laß dem traurigen Gemüte
unvergessne Feuer glühn,
laß die Rose deiner Güte
neu aus meinem Blute blühn!

Auf dem einsam schmalen Pfade
schreit' ich schon mit deiner Last,
und ich trage Schmerz und Gnade,
die auch du getragen hast.
Ach, — geheimnisvoll verbunden
fällt dein Schatten in mein Licht —
und es leuchtet schwersten Stunden
dein unsterbliches Gesicht.



Mutter

Liebe Hand zieht blitzend goldne Fäden,
rotes Feuer leis im Ofen singt,
all die lieben, stummen Dinge reden.

Tausend goldne Wunderfäden schwellen,
löschen all die tiefen Schatten aus . . .
wie sie mild aus deinen Händen quellen!

Überm Haus viel tausend Sterne träumen,
und ein Rauschen an die Fenster dringt
dunkel wie von fernen Urwaldbäumen.

Bald verwelkt der Sterne goldne Blüte.
Aber leuchtend wacht am stillen Haus
noch dein Stern der muttergoldnen Güte.

❀

Morgensehnsucht

Über mein träumendes Angesicht
tastet sich leise das süßblaue Licht,
dämmerndes Leuchten, den schwebenden, vollen
meerkühlen Schalen des Morgens entquollen.

Ach, meine Seele harrt traumbetaut
auf einen einsamen Vogellaut . . .
In einem süßen, verlorenen Singen
möchte sie klingen und aufwärts dringen . . .

Möchte sie steigen und schweben sacht
wie eine Taube aus sinkender Nacht,
um sich im glühenden Morgen zu segnen
und deiner Liebe in Gott zu begegnen!



In einer Osternacht

Heut' nacht, da will ich ganz artig sein
und gar nicht weinen!
Guckt durch das Fenster der Mondenschein,
guckt mir das Osterenglein herein . . .
Wink' ich ihm: „Englein, komm!"
Sag' ihm ein Sprüchlein fromm
nur für den Einen!
's braucht ja nicht lang zu sein,
sag' nur dem Engelein:
„Liebes Englein, mach's gut!
Was soll ich dir viel erzählen
von all dem Härmen und Quälen,
mir ist ja das Herz so übervoll,
drum eben kann ich mich schlicht bescheiden, —
Bitt' dich um Christi Blut,
liebes Englein, mach's gut . . .
Mach's gut mit uns beiden!"

Kränzel Lieb und Leid

Ging in Waldes Einsamkeit —
Sonne schien so wunderbar!
Trug ein Kränzel Lieb und Leid
blühend auf dem Haar.

Sonne durch die Wipfel schaut,
streichelt mir mein Kränzel schön:
„Sag' mir doch, du blasse Braut,
wohin willst du geh'n?"

„Will die grünen Wege geh'n,
wo die weißen Falter ruh'n,
und mein Kränzel ungeseh'n
in die wilden Rosen tun.

Kehr' ich aus dem Wald zurück,
sing' ich leise vor mich hin,
sieht wohl nur ein Mutterblick,
daß ich ohne Blumen bin!"



Das Hämmerlein

Wie ist es heut' so dunkel
am liebeleeren Tag.
Die Welt muß ganz verödet sein,
ein leises, leises Hämmerlein
nur pocht den alten Schlag.

Das will mich gar nicht freuen.
Ich wär' so gerne ganz allein
in einem schwarzen Kämmerlein —
und auch das kleine Hämmerlein,
es müßte stille sein.

Gespensterliebe . . .

Wenn der Mond so bleich um die Erde kreist —
durch verschlossenes Tor, durch verriegelte Tür —
so still und weiß wie ein leidender Geist,
komm' ich nächtlich zu dir!

Mein Schritt ist so leicht . . . und wieder so schwer
unter tausendjährigen Kummers Joch —
wie Nebel sinke ich über dich her:
„Sag', — liebst du mich noch . . .?“

Im Schlafe legst du die warme Hand
mir sacht auf das tropfende Haar,
im Schlafe sprichst du aus sehnendem Brand
„Ach, — immerdar!“

Meine kalte Stirn trifft dein warmer Hauch
wie der Liebe lebendiger Duft . . .
und dann fließe ich still wie ein dankender Rauch
in die dämmernde Morgenluft.



Die Blumen

So süß und traurig hab' ich heut' geträumt:
Mir träumte, meine Quelle sei verschäumt,
und seufzend leis hätt' ich mein irdisch Leben
nun heimgegeben.

Jetzt ruht' ich, weiß verhüllt bis zu den Füßen,
und meine Freunde kamen, mich zu grüßen.

Sie weinten leiser als der Regen raunte . . .
Gesenkten Blickes lag ich da und staunte
betroffen in das Leid, das ich entfachte!
Auch waren mehr gekommen als ich dachte . . .

Und Blumen brachten sie! O sel'ger Flor,
o farbig leuchtend Wogen ohne Ende!
Von Düften sang um mich ein Frühlingschor,
und Rosen leuchteten um Stirn und Hände . . .

Und träumend ruht' ich, mich an ihnen freuend,
die Seele schon zum ew'gen Lenz erneuend —
und doch betrübt, als zart ihr Hauch mich küßte,
daß ich sie auf der Erde lassen müßte.

Auf einmal fiel mich eine Frage an!
Der Priester hob die Hände betend eben,
da sprach ich in der Orgel süßes Schweben:
„Sagt, Liebste! Warum habt ihr mir im Leben
die Blumen nicht gegeben . . .?“

Stumm beugten sie die Stirnen — schwerer trauernd.
Und durch die Kränze fröstelte es schauernd . . .



Wege

Wege ging ich so viele,
Wege dunkel und licht,
all meine funkelnden Ziele
kenne ich selber noch nicht.

Zwingendes Sehnen zu stillen,
schreit' ich bergauf und bergab,
und der gebändigte Willen
ward mir ein trotziger Stab.

Aber im Seelenbereiche
schneit es noch Blüten so dicht . . .
all meine heiligen Teiche
träumen in ruhigem Licht.



An die Schönheit

Ich ging schon oft im grauen Staubgewand
und bin durch Nacht gewandert irr und blind,
ich sah den Regen strömen auf das Land,
den dunklen Regen, der auf Erde rinnt!
Zu Asche stob mir mancher Purpurbrand,
zum Sturme schwoll manch Lüftchen sonnenlind, —
doch in des Lebens Blick, dem tränenfeuchten,
sah immer wieder ich ein tiefes Leuchten,
und aus den Schätzen, die ich selbst zertrümmert,
da wuchsen Blumen, glut- und glanzumschimmert,
und immer wieder sah im Morgenwehen
ich eine Gottheit durch mein Leben gehen,
und Schönheit schritt mit seligem Gesichte
durch meiner Seele sehnende Gedichte!

Und goldne Fäden schlang sie um mein Herz
und lenkte mich an ihnen kinderleise,
und tropfte Morgenröte in den Schmerz
und dämpfte ihn zur andachtsstillen Weise . . .
und goß mir Glanz um meiner Waffen Erz
und gab mir Blüten mit auf meine Reise!
Und immer wieder stand ich viele Male
vor meiner Sehnsucht weißer Marmorschale
und sah verträumt und in beglücktem Sinnen
viel Holdes durch die heiligen Wasser rinnen —
Rosen und Sterne — Träume und Gedichte
und immer wieder — liebe Angesichte!

❀

Frühredaktion am Montag

Meine Tage kommen und gehen spät,
selten mein Weg durch die Frühe geht.
Die Wochen wandern im Siebenschritt,
einmal bringt jede den M o r g e n mit!
Kaum hat der Sonntag die Lider geschlossen,
sind seine schwebenden Träume zerflossen,
klirrt in der Frühe mein Schlüssel am Tor,
tret' ich tief atmend ins Freie hervor.

Die hohen Häuser schlummern noch sacht,
und weich umflügelt von Winternacht,
alle Laternen sind müd' verglüht,
die Wolkenfahnen weh'n tauumsprüht . . .
Noch prunkt kein Funke Rubinenlicht,
ich schau' in ein dämmerndes Weltgesicht . . .
das schlägt nach rinnendem Stundenlauf
langsam, langsam die Augen auf,
und stille bleibt es nun vor mir steh'n
und will mir tief in die Seele seh'n!

Um all' die träumenden Fensterladen
schlingt sich ein dämmernder Silberfaden,
die dunkle Frühe wird taugelind
und meerfrisch duftet der Morgenwind . . .
Immer noch liegen die grauen Gassen
so lichtvergessen und lärmverlassen,
da, horch, manch einzelner, eiliger Schritt
wandert von hüben und drüben mit.

A r b e i t e r sind's! Sie ziehen zur Frone,
tragen die heimliche, eiserne Krone!
Eisgraue Köpfe auf sehnigen Nacken,
derbe Stiefel, geflickte Jacken,
schwielige Fäuste, die eisern packen! . . .
Hör' ich den rauhen, den eiligen Tritt,
zieh' ich mit stolzesten Schritten mit!

❀

Nebeltag an der Oder

Die graue Welle atmet matt
und wagt es selbst nicht, sich zu wiegen,
in sich versunken schweigt die Stadt,
um die sich schwer die Nebel schmiegen.

Ein Schifflein zieht zur Stadt herein,
man sieht es sacht im Nebel schwimmen,
und einen grünen Edelstein
an seinem Schattenbilde glimmen.

So sanft blickt dieser graue Tag
im Silberfiligrangeschmeide,
als tät' mit keinem Stundenschlag
er einer Seele was zuleide.

Horch! — Der Sirene Angstsignal
zerreißt die Nebelluft in Schmerzen,
als wär's ein Schrei erstickter Qual
tief aus des grauen Tages Herzen.



Regenlied

Am Fenster singt ganz leise
das Regengedicht,
ich höre die zarte Weise
und rühre mich nicht.

Ich rühre mich nicht und fühle
feuchtfrisches Weh'n,
und spüre die sanfte Kühle
durch meine Glieder geh'n . . .

Als läg' ich träumender Weise
schon längst im Grab,
und der Regen regnete leise
durch die Weiden herab.

Das einsame Haus

Ich bin ein einsam Haus im tiefen Walde,
um meine Fenster webt der Mondenschein,
sie winken stumm in die betaute Halde:
„Kehr' bei mir ein!"

Ein Lager harrt, bedeckt mit keuschem Linnen,
ein Mahl von weißem Brot und rotem Wein,
und einer Silberharfe Lieder spinnen
die Sorgen ein.

Fern rauscht der Strom der lauten Lebenslügen,
von ewigen Dingen singt mein Wipfelbraus,
der Wind geht mit befreiten Atemzügen
sacht um das Haus.

Das aber träumt in süße Dunkelheiten
mit still erwartungsvollem Liebesschein
und horcht versonnen auf ein fernes Schreiten
in Nacht hinein . . .

Zögernde Schritte nah und näher klingen,
ein müder Wandrer tritt ins stille Haus, —
da hebt die Harfe leise an zu singen:
„Komm, ruh' dich aus!

Komm, ruh' dich aus vom wegewunden Schreiten —
leg' hin den Stab! Sieh, alles ist bereit!
In meinen stillen Gebeseligkeiten
versinkt dein Leid."

Am grauen Morgen

Auf Schweigens Silbergrund ein Tropfen fällt
mit schwerem Klang,
und horch! ein Vögelchen singt lustgeschwellt
den Morgendank!
Ich hör' es fast mit bangendem Gefühl,
mit Staunen an,
wie man für einen Morgen, grau und kühl,
so danken kann!
Und leg' noch einmal still das Haupt zurück,
nachtschwer von Leid —
und bitte meine Tage nicht um Glück,
nur Dankbarkeit!



Die Brücke bei Lindenhof

In grünem Golde schlief die Wiese ein.
Versonnen lauscht das Schilf, das Ufer leuchtet,
von roten Feuern zärtlich überglüht,
unirdisch selig in das Abendschweigen.
Goldfunken tanzen spielend in der Luft,
zwei dunkle Amseln werben maienselig
ins Abendgold, das schon von Purpur träuft,
und lichte Kleider weh'n wie weiße Wolken
am Saum der Wiese, die in Glanz verdämmert.

In grünen Schatten ruht die kleine Brücke,
die treu und fest des Baches Ufer bindet,
von dichten Schatten schützend überwölbt.
In tiefen Schatten . . .! Nur durch einen Zweig,
der schlank und jugendlich zum Himmel strebt,
fiel eine schmale Spange Goldes lautlos
auf ihren Schattengrund . . . dort ruht sie flimmernd!

Vielleicht, daß heute noch ein Sonntagskind
mit schwingenleichtem Fuß die Brücke tritt
und still sich bückt und still zum Herzen hebt
die eine schmale Spange Himmelsgold! —

Freude

Durch mein Haus, durch mein Haus
blitzt ein wundersamer Schein!
Alle Fenster, demantrein,
funkeln weit ins Land hinein,
Freude, Freude!

Durch mein Herz, durch mein Herz
rauscht ein wunderbarer Klang . . .
Ach und meine Seele sang:
Habe Dank! Habe Dank,
Freude! Freude!

In die Welt, in die Welt
wandern selig Klang und Schein,
laden tausend Seelen ein
heute noch mein Gast zu sein,
Freude, o Freude!

❀

Nachhall

Die klingenden Quellen verrinnen,
noch flimmert ihr silberner Saum,
doch über das Träumen und Sinnen
wächst morgen ein anderer Traum.
Ach, wenn von dem allen doch bliebe,
du drängendes Lebensgedicht,
ein Tropfen unendlicher Liebe
nach schmerzendem, müdem Verzicht!

Hat jeder gelebt und genossen,
trägt jeder es schweigend beiseit,
hält jeder das letzte verschlossen,
bleibt jeder dem andern so weit.
Doch, siehe — um Kämpfe und Nöte,
um offnen und heimlichen Brand,
tönt lieblich die goldene Flöte,
von Menschen die Liebe genannt!

Und locken die werbenden Lieder,
dann schart sich die einsame Not,
wir rücken zusammen wie Brüder
und brechen uns sorglich das Brot.
Längst ging wohl die Sonne zur Wende . . .
wir reichen den purpurnen Wein
und streicheln uns leise die Hände:
Sei ruhig, — du bist nicht allein!

Arnold Koeppen

Seit 1903 wirkt Arnold Koeppen, der am 18. April 1875 das Licht der Welt erblickte, als Konrektor am Lyzeum zu Pyritz. Eine ungewöhnliche Arbeitslust und -kraft zeichnet diesen vielseitig befähigten Mann aus, der hervorragende organisatorische Gaben mit einer fast rücksichtslosen Energie in der Durchführung seiner Pläne verbindet. Pyritz verdankt Koeppen seine in malerischen alten Klostermauern reizvoll untergebrachte Volksbücherei, von der aus sich mannigfache Fäden nach den Nachbarorten spinnen und in der auf Koeppens Anregung und durch seine Vermittlung häufige kleine Kunstausstellungen stattfinden, in denen pommersches Schaffen die Hauptrolle spielt. Auch das Interesse für das Theaterwesen suchte Koeppen zu fördern, indem er gewissermaßen als Unternehmer das Märkische Wandertheater nach Pyritz berief. Persönlichkeiten wie Arnold Koeppen sind dazu geschaffen, als Kulturpioniere auf noch jungfräulichem Boden bahnbrechend und fördernd zu wirken. Für die Heimatbewegung ist Koeppen seit Jahren unermüdlich eingetreten. Er führt die Redaktion der Pommerschen Heimatbücher und übernahm 1913 „Unser Pommerland“. 1915 gründete er die mit feinem Verständnis für die jugendliche Psyche von ihm redigierte Zeitschrift „Jung-Pommern“. 1914 erfolgte die Herausgabe von Brandes Jugendleben. Schriftstellerisch hat sich Koeppen erfolgreich betätigt. Die Theaterstücke „Die Kraft des Glaubens“, das Festspiel „Germania“, „Die preußischen Mädchen“ und „Der Königssohn“ erlebten ihre Erstaufführungen sämtlich am Brandenburger Stadttheater. 1909 erschien die Festschrift „Unser Schiller“ mit der Erzählung „Des Magisters Abenteuer zu Weimar“, 1911 die mit großer psychologischer Spannung geschriebene Erzählung „Gesühnt“. 1912 erschien „Auerbach als Erzieher“, 1912 die Erzählung „Das

Horn vom Gollen“, die einen historischen Stoff mit der Koeppen eigenen lebendigen und spannenden Art behandelt. „Gebrüder Brandt“, „Eine Schreckensfahrt auf der Ostsee“, die durch eine eigenartig realistische Darstellung besonders packende märchenhafte Erzählung „Die Mahrt“ und „Das goldene Herz“ vervollständigen die Reihe der Prosaveröffentlichungen. 1919 erschien der Gedichtband „Leuchtende Stunden“, in dem sich eine bedeutende lyrische Gestaltungsfähigkeit offenbart. Die zarte Innigkeit des Gefühlstones, die eigenartig und schön geschauten Bilder erwärmen für diese Poesien, denen die Veröffentlichungen im „Goldnen Schlüssel“ entnommen sind und die Koeppens Namen als Lyriker begründen werden.

Beides

All mein Jubeln — mein tiefstes Klagen,
all mein Hoffen — mein banges Zagen,
meines Willens Peitsche — und Zügel,
meiner Seele Ketten — und Flügel,
meines Herzens Unrast — und Ruh’,
Liebe — bist du!



Dein Kinderbild

Weißt du, Liebste, was jüngst mir geschehen?
Ich habe dein Kinderbild gesehen! —
Das liebe Mädelchen von drei Jahren
mit den weichen, langen, seidigen Haaren,
so seligstolz im neuesten Kleid,
zu Lachen und Spielen und Scherzen bereit.
So eine liebe, süße, herzige Kleine!
— — — Und nun: — — — die Meine!
Ein Gefühl befiel mich, halb Lust, halb Gram. —
Ein Schluchzen mir in die Kehle kam.
Ich konnte die rinnende Träne nicht halten
und mußte — — — die Hände falten!

Engelwacht

Engel halten über meines Herzens Saiten Wacht. —
Am Tage lassen sie sich nicht sehen,
aber — über Nacht! — — — Über Nacht,
da fühle ich ihrer Flügel Wehen. —
— Sie kommen — und stimmen glockenrein,
was des Tages reißende Pein
an der Akkorde Wohlklang zerstört. — — —
— — — — — — — — — —
Und dann spielt ein lieblicher Traum
(die eigene Seele hört es kaum . . .)
So zitterndfein —
paradiesesrein
auf den Saiten zu mitternächtiger Stunde. —
— — — Die leise Stimme der Nacht den Grundton singt.
— — — — — — — — — — Das klingt
wie Liebesworte aus deinem Munde!



Gespräch

Mein Sehnen ruft: „Zu dir
ich will — ich will!“
Es spricht Geduld zu mir:
„Sei still — sei still!“
Die Hoffnung tröstet gut:
„Es kann — es kann
bald sein!“ Es pocht das Blut:
„Doch wann — doch wann?“



Am andern Morgen

Trautes Kämmerlein, still und leer,
von sterbenden Blumen atemschwer!
Von schneeigem Körper zartester Duft
schwebt und zittert noch durch die Luft.

Von den Wänden ein Raunen noch: liebst du mich? —
— — — So fand ich am andern Morgen dich,
trautes Kämmerlein, still und leer,
von sterbenden Blumen atemschwer.

Grün und Weiß

Mit Rosen wollt' ich mir dein Kommen schmücken,
ging aus und suchte sie — und sah sie nicht;
mit hellen Farben dir das Aug' entzücken,
fand alles grau und tot — nichts bunt und licht!

Christrosen zeigten nur sich meinen Blicken
und unterm Schnee ein grünes Tannenreis.
Mein Ahnen legt — ich will euch beide pflücken —
still einen Flor um euer Grün und Weiß.



In lichtblauer Seide

In lichtblauer Seide
will ich zur Abschiedsstunde dich sehn. —
— In lichtblauer Seide
wirst du durch meine Träume gehn.

In lichtblaue Seide
kleiden Menschengedanken oft die Engelein. —
Wenn ich dich nicht mehr habe,
sollst du mein lichtblauer Engel sein!



Ein Rauchstreif zieht durchs braune Land

Es rann die Zeit wie goldner Sand. —
Gib mir noch einmal deine Hand!

Nun schweigt die Luft wie Vogellied,
wenn Herbstwind durch die Äste zieht.

Das Herz, wenn Tür- auf Türschlag dröhnt,
wie nagelwundes Sargholz stöhnt.

Nun der Maschine schriller Ruf!
Sie stampft wie wilder Rosse Huf.

Nun unbarmherz'ges Räderdreh'n —
Und links und rechts ein Tücherweh'n. —

— Ein Rauchstreif zieht durchs braune Land! —
Ich habe still mich umgewandt.

Ernst Theodor Müller

Über sein Leben schreibt der Naugarder Lyriker uns folgendes: Am 11. Mai 1883 wurde ich in Rendsburg (Holst.) geboren. Meine ersten 14 Lebensjahre liegen zwischen den Häusermauern Berlins, wo mein Vater Regierungssekretär war. Dann ging's nach Pommern, der Heimat meiner Mutter. In Kolberg verließ ich nach meiner Versetzung in die Prima das Gymnasium. Zwei Jahre hielt mich mein Beruf in der Taunusstadt Homburg v. d. H. Seit 1910 bin ich Amtsgerichtssekretär in Naugard. In meine Fenster grüßt hier der Traum des Großstadtjungen: Felder, Wald und See. Nach 2 Kriegsjahren durfte ich wieder zurück in den Sonnenschein von Weib und Kind. — Gelegentlich mache ich abends ein paar Verse — am liebsten, wenn draußen die Novembernebel steigen und die Welt in uns laut wird. —

Auch diese wenigen Worte strömen etwas von dem Zauber aus, der durch Ernst Theodor Müllers Verse geht. Eine ernste, feine Dichterseele offenbart sich in ihnen. Lautere Tiefe, Adel der Empfindung, zwingende Herzenswärme machen diese Dichtung so liebenswert, deren innerer Reife sich die Reife einer edlen, selbstverständlich musikalischen Form harmonisch paart. In Träumerei und Schönheitssehnsucht ist diese echte Lyrik, die an Gustav Falkes feine, friedevolle Art erinnert, zuhause. Ernst Theodor Müller ist Mitarbeiter des „Türmers“ und anderer erster Zeitschriften und Zeitungen. Eine Sammlung seiner Gedichte in Buchform würde einen Gewinn für den Büchermarkt bedeuten.

Das goldene Tröpfchen

Unsichtbarkeit hat der Mensch mit Gott gemein.
Hamann, der Magus im Norden.

Im Paradiese blickten die ersten Menschen noch einander in die Seelen wie in die offenen Blumenkelche ihres Gartens. Und wenn am Abend Gott der Herr durch den Garten ging, schauten sie mit tief leuchtenden Kinderaugen dem Ewigen ins Angesicht — und erschraken nicht, wenn sie seinen sternenfernen Grund, der wie goldenes Meer war, so nahe sahen wie ihre eigenen Seelen. Denn sie wußten es von Ihm selber, der um die Morgen- und Abendröte ihnen erzählte lind wie eine Mutter, daß dieses Meer, das sie schauten, Liebe war, von dem ein Tropfen auf diese Erde gefallen und sie zum Paradiese gemacht hatte.

Der Baum der Erkenntnis trug seine ersten roten Früchte; aber der Baum des Lebens stand verschleiert unter dichtem weißem Blütenflor.

Und als Gott der Herr wieder gegangen war, und sie allein in der Nacht unter den strahlenden Sternen standen, fielen ihre Blicke auf die geheimnisvoll schaukelnden roten Kugeln an dem Baume der Erkenntnis.

Eva aber sprach: „Schöner als die Sterne — und so nahe — wie die Tropfen aus purpurnem Meer, deren jeder schimmernd ein Paradies in sich trägt . . .“

Ein leiser Wind strich durch die Kronen aller Bäume, und die roten Kugeln fingen an zu schwingen, und mit dumpfem Schlage fiel eine nieder gerade zu den Füßen Evas — und sprang entzwei.

Eva bückte sich, nahm die beiden Hälften in ihre Hände und paßte sie aneinander, daß die volle rote Frucht sich wieder rundete. Ein Spiel schien es ihr, von dem sie nicht lassen konnte. Adam aber blickte sie ernst und sinnend an.

Weiße Blüten regneten langsam wie Sterne durch die Nacht . . .

Beide schauten auf und sahen den Baum des Lebens — schleierlos.

Da strich seltsame Kühle durch ihre Seelen, die sich frierend zusammenzogen im ersten Erschrecken.

Und sie reichten sich die Hände und eilten davon, Eva noch mit den roten Fruchthälften in den Händen und ein paar Blüten in den losen Haaren. —

Und als der Morgen anbrach, und sie sich in der Dämmerung anschauten — sahen sie ihre Seelen nicht mehr.

Ihre Hände klammerten sich aneinander, und jedes suchte in den Augen des andern, die sich langsam mit ersten Tränen füllten.

Und als sie Schritte hörten, meinten sie, es wäre Gott, duckten sich und schauten durch die Zweige; denn sie fürchteten sich.

Sie aber hörten die Schritte auf dem Wege vorübergehen und –– sahen niemand.

Entsetzen faßte sie an, und blind stürzten sie durch den Garten, kamen an eine Pforte und schlichen hinaus . . .

— — — — — — — — — —

Und sie fanden aneinander kein Gefallen mehr.

Da gedachte Eva in einer schweren, angstvollen Stunde: Wenn er meine Seele sehen könnte, würde er mich lieben wie einst.

Und Adam gedachte in schwarzer, schuldbeladener Stunde: Wenn wir den Saum Seines Gewandes nur einmal wieder spüren könnten, würden unsere Seelen sich lieben wie einst.

Aber sie konnten ihre Seelen nicht finden und Gottes Gewand nicht erspähen.

Da ward eine bange Nacht.

Als aber das erste Morgengrauen seinen Fittich durch das kleine Fenster streckte, leuchtete es mit einem Male neben dem Weibe auf ihrem Lager wie eines goldenen Tröpfchens seliger Schein . . .

Und als sie froh bestürzt sich anblickten, schauten sie in ihre Seelen wie in offene Blumenkelche und hörten einen Schritt wie auf weichen Gartenwegen, der durch ihr Zimmer ging . . .

Im Garten Eden aber stand an diesem Morgen der Baum des Lebens verschleiert unter weißem Blütenflor.

Im Hafen

Dunkle Hafenwasser singen
allen Schiffen: schlafen — schlafen —
Wogen, die im Sturme springen,
finden nicht den Weg zum Hafen! —

Und die fremden Schiffe wiegen
sich an ihrer Kette leise.
Ihre grauen Segel liegen
müd' am Mast nach wilder Reise.

Ruhe überall im Hafen —
Eine traumverhüllte Stunde —
Alle Schiffe schlafen — schlafen —
Und kein Wächterwort gibt Kunde.

Nur in kleinen Bordlaternen
brennt noch einsam durch die Scheiben
Sehnsucht, die zu neuen Fernen
morgen schon das Schiff wird treiben.



Eine dunkle Rose . . .

Lichtblau aller Himmel,
golden alles Land,
eine dunkle Rose
wiegt in deiner Hand.

Und wie dieser Morgen
silbern dein Gemüt —.
Selig, wem die Rose
deiner Liebe blüht!

Erste Liebe

Blüte, die den Raum
heimlich süß durchwirrt —
Kinderweihnachtstraum,
der sich von der Mutter Hand verirrt.

Kein Begehren hart —
doch wie lebenstief,
o wie süß und zart
erste Liebe rief . . .



Am Abend

Der Fenster Scheiben ruhn voll Abendlicht
wie stille Augen glühn und wissen's nicht!

Ein tiefes Rätsel lugt aus jedem Haus
verträumt und stumm ins weite Land hinaus.

Und hinter mancher Scheibe sinnt zum Licht
wie im Gebet ein Menschenangesicht.



Das Kreuz

Bist du nicht doch im Dunkel
ein Flämmlein, rasch verweht?
Ein Bächlein, des' Gefunkel
am Abend still vergeht?

Im großen Halmenmeere,
viel Tausenden gesellt,
nur Körnlein einer Ähre,
das achtlos niederfällt? —

Da hub mit stillem Klagen
ein Kreuz, vom Staube blind,
aufleuchtend an zu fragen:
Bist du nicht Gottes Kind?

Vergessen

Schräg fällt ein roter Abendstrahl
auf ein verfallnes Friedhofmal.

Und tastet leise drüber hin —
kein Zeichen mehr, kein Wort gibt Sinn.

Längst bröckelte vom grauen Stein
der Name ins Verschollensein.

Tiefunten nur im Efeurahmen
schläft noch ein seltsam altes „Amen“.



Orgelfinale

Noch einmal hebt der Sturm der Orgel an
und bricht hinein bis in die letzten Tiefen
und reißt zu Tag, was eine Seele sann,
als stille Sterne silbern auf ihr schliefen.

Von Wünschen treibt es über Meere weit
wie matte Perlen aus verschwiegnem Grunde,
all, was sich sehnte aus der Dunkelheit,
glüht auf und stirbt in dieser einen Stunde. —

Bis endlich doch die Harmonie erstritten,
und linde Schlußakkorde tröstend gleiten — —
Du aber hast's wie Lieb' und Leid erlitten,
und mußt nun einsam heut in Träumen schreiten . . .

❀

Heilige Familie auf der Flucht

In des Jahres stillen Dämmerzeiten,
da die Stunden wie Vergangnes gleiten,
und des Lebens eng verworrne Zeichen
sich zu großen, tiefen Worten gleichen,
heben Bilder, die den Frieden malen,
an mit neuem, feinem Licht zu strahlen.

Heute hat sich mir ins Herz gesucht:
„Heilige Familie auf der Flucht" —
Eine Welt voll Angst und Dunkelheiten,
die drei Menschen wie e i n Licht durchschreiten,
eng gebunden, e i n e goldne Welle,
und das Kindlein alles Lichtes Quelle!

Und nun denk' es betend, meine Seele:
Durch die Nächte deiner tiefsten Fehle,
unter Blitzen, die wie Ruten wehen,
über Brücken, die im Feuer stehen,
durch den Rauch vor deiner letzten Tür
geht dein Heiland strahlend auch mit dir!



Advent

Ein Klingen wiegt sich linde,
noch eh' der Tag erwacht.
Maria singt dem Kinde
ferne Lieder in der Nacht.

Da mag kein Licht sich heben,
die Stunden dämmern sacht
voll wundersüßem Leben:
Stille Nacht — heilige Nacht . . .

Bis in den Abend wieder
die ferne Stimme klingt —
Uralte Mutterlieder
Maria singt.

Hinter den Weiden

Hinter den Weiden am sonnigen Hang
ging heute singend der Frühling entlang.

Tauchten die Gräser zu ihm empor,
summten ganz leise ein Wort ihm ins Ohr.

Schaute der singende Knabe keck
heimlich, ganz heimlich ins Weidenversteck.

Brach aus den Zweigen ein Kätzchen ab,
warf es in silberne Träume hinab.

Steckte ringsum ein paar Primeln ins Gras.
Lächelt' verschwiegen und zog fürbaß.

Über ihm hingen im blauen Raum
Wolken wie Blüten am Weidenbaum.



Sommermorgen im Dorf

Die Sensen singen unterm Hammerschlag,
in herber Frühe grüßt das Dorf den Tag.

Der Garten atmet noch im Rosentraum,
nur Stare lärmen schon im Apfelbaum.

Stalltüren knarren rings im Hofe auf —
ein hungrig Muhen, Quietschen und Geschnauf.

Die Pumpe plätschert, und der Eimer klirrt,
und Heuduft süß aus einer Scheune wirrt.

Ein Wagen rattert hart zum Tor hinaus
und weckt ein Echo tief im alten Haus.

Wie Kampfsignal: Dem heißen Tag entgegen!
Und Widerhall: Am Abend Rast und Segen!

Der Abend zog im Walde vor uns her . . .

Der Abend zog im Walde vor uns her
und ließ den Pfad uns kalt und schattenschwer.

Wohl hatten wir, vom bunten Tag erfreut,
manch Wort aus erster Liebeszeit erneut.

Nun aber fror uns — jeder sann und sann —
Kein Wort mehr knüpfte Seel' an Seele an.

Und tief im Herzen spann die Einsamkeit
des Zweifels Fäden aus der Dunkelheit:

Kann Liebe, die du fandst im Rosenhag,
einst mit dir tragen auch den Wettertag?

Das Leid, das nie empor zur Lippe klimmt,
ob wohl des andern Herz auch das vernimmt?

Und wie wir auch beeilten unsern Schritt,
wir schleppten Dornen an den Füßen mit . . .

Da riß der Wald im Licht — und Abendrot
hing über wogend goldnem Erdenbrot.

Darauf ein leuchtendes Erwarten lag
nach starkem Arm und heißem Sichelschlag.

Wir aber standen — reif zum Ernteglück — —
Ein Spinngewebe trieb zum Wald zurück.

Hermann Ploetz

Am 31. Oktober 1870 zu Tretlow, Kreis Kammin, geboren, verlebte Hermann Ploetz, eine eigenartige und ungewöhnlich befähigte Persönlichkeit, seine Kindheit in Wollin, dem pommerschen Vineta. Sein Jungsparadies zwischen den Zeesener und Tuckerkähnen, dem Silberberg und Galgenberg, hat ihm unverlöschliche Lebenseindrücke geschaffen und befruchtet seine Dichtung noch heute mit bodenständiger Romantik. Ploetz besuchte das Seminar in Kammin und wurde Präparandenlehrer in Tribsees. 1895 kam er nach Stettin. Seine geistreiche Persönlichkeit, die sich mit tiefen Kenntnissen paarende Begeisterungsfähigkeit im Verein mit regster Arbeitsfreude, ließen ihn neben dem Lehrberuf die mannigfachsten künstlerischen Interessen pflegen. Die Dürergesellschaft zu Stettin, die Richard-Wagner-Gedächtnisstiftung, der Bund Heimatschutz (Pommern) besitzen in Hermann Ploetz seit vielen Jahren einen ihrer eifrigsten und geistig geschultesten Mitkämpfer und unermüdlichen Anreger. Als Kunstkritiker auf allen Gebieten der Kunst hat sich Ploetz in jahrelanger kritischer Tätigkeit einen geachteten Namen geschaffen. Aber der Schwerpunkt liegt doch auf seiner selbstschöpferischen dichterischen Tätigkeit. Leider ist erst der kleinste Teil seiner Dichtungen in die Öffentlichkeit gelangt. Eine Probe seines ungewöhnlichen Könnens ist die Textdichtung zu dem Oratorium „Das Licht“ von Professor C. Ad. Lorenz, Stettin, ein großgedankliches, tief angelegtes Werk, das sich durch Glanz und Bilderfülle des dichterischen Ausdrucks besonders auszeichnet. In Benzmanns „Balladenbuch“ ist Ploetz mit Balladendichtungen großen Stils vertreten, die „Pommersche Lyrik“ von Max Guhlke und der „Almanach aus pommerscher Kunst und Dichtung“ bringen Proben seiner Lyrik, in der sich seine reiche und feine Empfindungswelt, seine Kunst, musikalisch zu formen, der Reichtum seines inneren Erleb-

niskreises und die Originalität seines Denkens am deutlichsten offenbart.

Hermann Ploetz ist Mitarbeiter erster Zeitschriften und Zeitungen. Er ist gegenwärtig mit der Zusammenstellung einiger Bücher beschäftigt, unter denen ein Band lyrischer Gedichte den Freunden seiner Kunst eine besonders willkommene Gabe sein wird. In „Unser Pommerland“ erschien in den ersten Nummern des Jahrganges von 1919 sein „Demantberg“, eine Prosadichtung voll sprühenden phantasievollen Lebens und ein getreuer Spiegel der originalen Fülle des Innenlebens von Hermann Ploetz.

Westfälischer Schlag

Der Volksherzog des Himmels, als er durch Deutschland ging,
hielt in dem Weserlande das erste heilge Thing.

Er lud aus allen Weiten die Lehnsleute Gottes ein:
die Zwölfboten aber kamen, wie sie gegangen, allein.

Sie schritten mit brechenden Knien. Der fette Boden schwer
war rings ein Garten Gottes, doch — seltsam! — menschenleer.

Da blickte der Herr versonnen sich in der Nähe um,
sah dicht am Wege liegen den stattlichsten Felsentrumm,

hob seinen Stock und weckte den Stein mit kräftigem Stoß:
der regt sich, reckt und stützt sich, — ein Vierschröter, brustig, groß,

springt auf, tritt her, setzt sicher den Fuß auf den nächsten Fleck
und fährt mit trotziger Miene den Herrn an: Wat stötst du mek!

Dann meistert er die Jünger und wettert: Gy Rabauen,
wat hewt gy — wat — wat hewt gy up muinen Grund to dauen!

Der gütige Sendgott, heimlich mit seinem Werk zufrieden,
lächelt, — winkt der Folgschaft und hat den Platz gemieden,

indes mit stracken Beinen auf seinem behaupteten Feld
wuchtwürdig der erste Westfale den ersten Grenzgang hält.



Am Nornenquell

Morgenfrühe.
Schnell den Laden aufgeschlossen
und den ersten frischen Hauch genossen,
unbeschmutzt durch Qual und unverwirrt durch Mühe.

Stilles Sinnen.
Eh ich trag der Arbeit Ketten,
will ich frei und stolz die Stirn mir glätten
und noch einmal horchen nach dem Quell tief innen.

Händefalten.
Schwört das All die ewgen Schwüre,
tret ich losgesprochen aus der Türe
in den Weihetag, den Gottes Blicke halten.

Ansiedelung

Wo möcht ich wohnen? Wo die Stadt den Ackerrain
berührt,
wo man den letzten Rauch, den ersten Sturmwindstoß
verspürt,
wo niedriger die Häuser werden und der kleine Mann
noch hier und da sein Eigen hat, — da siedle ich mich an.

Und freie Fluren will ich bis zum Horizonte sehn,
drauf Saaten in der Pfingstzeit und im Sommer Garben
stehn,
drauf herbstens mir die Jugend tollt und Drachen
steigen auf,
und um die Weihnacht sich der Schnee geruhsam wächst
zu Hauf.

Und möchte wohnen so, daß meines Hauses Morgenwand
sich einem Garten öffne, drin ein wirrer Blütentand
sein Spiel entzünde, schlanke Rosen glühn und im
Gerank
des wilden Weins vertraulich mich erwarten Tisch und
Bank.

Dort nahte, wie aus Wipfeln segnend, mondenheilge
Ruh,
die meine Stirn dem reinen Glanz der Sterne höbe zu
und mir des Herzens leisern Puls befreite, — bis ich,
froh
erwachend, staunend fragte: Großstadt, wo bist du, wo?
— — — — — — — — — —
So möcht ich wohnen, so — —!

❀

Geborgtes Glück

Und schwellen bis zum Seelrand dir die Sorgen,
so hilft nur eins: hol dir geschwind
ein Kind, das allerkleinste Kind! —
und hast du keins, so mußt du dir eins borgen.

Ich fand solch Kleinchen, Gottes Stellvertreter.
Das lehrt mich nun, was Duft und Wind
und Tanz für Wunderdinge sind,
und macht mich abends betend selbst zum Beter.

Drum: schwellen bis zum Seelrand dir die Sorgen,
so hole dir geschwind, geschwind
ein Kind, das allerkleinste Kind! —
und hast du keins, so mußt du dir eins borgen.



An E. P.

Wodurch du mir dein Herz gewannst,
das ist,
weil du Natur noch bist,
und weil du so entzückend plaudern kannst.
So wirst du mir zum Star, zum Wasserfall,
zum Torenglöcklein und zur Nachtigall.
Und wenn mein Stündlein ohne Welle steht,
dem Sommerteich
an einem regungslosen Tage gleich —:
sei du der Wirbelwind, der leuchtend drüber weht,
und sei — ja sei nur immer du,
lach, scherz und tolle immerzu!

Lottchen

Ein blühender Hauch umflutet uns lind
von ferne.
Und gerne
betracht ich dabei, mein Kind,
wie zierlich du die Füße setzt
und dich ergötzt
an Tänzen, die dir gefällig sind
wie Seejungferlaunen dem Weidenwind.

Der Mond geht auf. Sein Leuchten rinnt
im Blauen.
Nun schauen
die Elfen dir zu, mein Kind,
wie reizend du die Blumen begießt
und Düfte genießt,
die dich umschmeicheln süß — wie Traum
der Morgenröte den Apfelbaum.

Und wenn du nun im Dunkel singst,
mit hellen
Liedwellen
dem Abend eine Andacht bringst,
so hör' ich Grüße von ferne her
weit übers Meer —
aus Gärten, wohin im Herbstesbrand
der bunte Vogel Glück entschwand.

❀

Mein Sommersitz

Gärtchen am Hause,
Blumenverein:
Abendruhpause
zieht mich hinein.

Heimliches Stündlein
seelt sich so fort,
Brunnen Gesündlein
quillt an dem Ort.

Blühende Bäume
feiern im Kreis,
Blüten und Träume
herzen mich leis.

Da — wie es trillernd
über mir heckt,
oder wie's schillernd
graslang sich reckt,

wird alles Seiende
mir so vertraut,
selge Gemeinde,
Bruder und Braut.

Fröhlich dazwischen
grüßt es herein:
„Freundchen, wir mischen
Blüten und Wein.“

Dann in den blauen
ewigen Plan
lockt uns zu schauen
tröstlichster Wahn:

Daß unser Leben
auch einmal sei
nichts als ein Schweben
wolkenhaft — frei.



Wo die letzten Häuser stehen

Wie wär des Lebens bester Wein
doch schal, wenn Abendröten
mir ihren ruhevollen Schein
zum Feiergruß nicht böten.

Des Himmels Träume muß ich sehn,
die stillen Purpurfjorde
und Tempel, die in Schönheit stehn
auf lichtem Wolkenborde,

bis letzte Wunder schlafen gehn,
ein Busch am Hügelrande
noch brennt — und horebleises Wehn
verhaucht im müden Lande.

So innig wär der Tag nie mein,
ich sein nicht, wenn die Röten
des Abends ihren sanften Schein
zum Gruß mir nimmer böten.

An Ludwig Richter

Wenn ich König wäre,
ließ ich an allen Plätzen
Ludwig-Richter-Altäre
in meinem Reiche setzen,
an jedem Ort
nur mit dem Wort:

Es sollen die Menschen auf Erden
hinfort an jedem Abend den einzigen Ludwig Richter lesen,
auf daß sie von all dem fahrigen Wesen,
der Übergier modernen Lebens genesen
und innig erfahren: nicht Pomp und Prassen,
nicht Hochmutsorgien und gefüllte Kassen
sichern das Glück, sondern echtes Bescheiden,
Andacht, Ehrfurcht und häusliche Freuden,
Kinderlachen und Herzensstille.

Zur Nachachtung empfohlen. Mein Königswille.

❀

Luther

Luther, schleudre deinen Blitz!
Schlag noch einmal an die Pforte
unsers Tempels, daß die Worte
wie in unerhörten Wettern
unser Götzentum zerschmettern!
Dazu, Luther, einen Blitz!

Luther, schöpf uns deine Kraft!
Weltbefreier, Selbstbezwinger,
Nächstenknecht und Gottesringer,
einen Glauben urgewaltig,
tausend Leben vielgestaltig, —
Luther, schöpf uns deine Kraft!

Luther, tritt in unser Haus!
Nimm das Wort in Freundesmitte,
leite unsrer Kinder Schritte,
lach und scherze, singe Lieder,
schaff das Heim zur Gottstatt wieder!
Luther, tritt in unser Haus!

Luther, weck uns einen Mann!
Deutsch wie du, aus keuscher Stille
wachsend wie in Erz, ein Wille,
der uns ohne Wank und Irren
führ aus hundert Bruderwirren!
Dazu, Luther, einen Mann!

Luther, deinen Todestrotz!
Laß dein Deutschland, weltverlassen
in der Götterdämmrung Gassen,
sei's zum Siegen, sei's zum Sterben,
Wormser Reckengeist erwerben:
Siegfriedsinn und Luthertrotz!

❀

Ein Tag

Unter dem Hügel viel Blumen stehn.
  Säume, spiele und lach!
Über den Hügel die Winde wehn.
  Wachse der Sehnsucht nach!
Muntere Quellen zu Tale gehn.
  Eile, schaff und erwirb!
Auf dem Hügel viel Kreuze stehn.
  Sammle dich, träume und stirb!



Abendwende

Warm umspielt von letzter Sonne Gluten,
zieht ein weißer, schwingenstolzer Schwan
auf des Sees leisen Purpurfluten
sanft und einsam seine Zauberbahn.

Geisterhaft noch glänzt es vom Gefieder.
Unterm Ufer dann erstirbt der Schein.
Plätschern. Vogelruf!
                    Ins Dunkel wieder
keusch und lautlos taucht die Schönheit ein.

Sinkende Nacht

Selig, — wenn die stillgeschäftge,
eh' der letzte Stern verbleicht,
lächelnd mir die zauberkräftge
Schale der Titania reicht,

jene, die auf goldnem Rande
Ophirs lichte Wunder trägt
und den Sonnenduft der Lande
Sabas keusch im Innern hegt,

deren Trank das Aug entschleiert,
daß die Seele, wie berauscht,
Träume höchster Schönheit feiert
und mit Göttern Zwiesprach tauscht.



Verweht

Will niemand mehr im Lichte stehn,
will noch ein Häuslein weitergehn;
es soll der Wind,
der liebe, liebe Sommerwind
mich noch ein Stücklein weiterwehn.

Am liebsten bleib ich doch allein;
allein, und das ist wunderfein,
hüllt mich die Nacht,
die liebe, liebe Sommernacht
in ihre Muttersehnsucht ein.

Und was mir fehlt, das ist ein Mund,
der mich recht herzhaft küßt gesund,
nur noch einmal,
ein einzig süßes, liebes Mal
in einer letzten süßen Stund.

Und wenn ich stürb, so hätt' ich gern
ein Blümlein nah, ein Sternlein fern,
und daß ein Aug,
ein liebes, liebes Menschenaug
zu Häupten ständ, — das hätt' ich gern.

Paul Richter

Paul Richter begegnen wir heute überall in Zeitschriften und Anthologien unter den ersten Lyrikernamen. Eine ausgereifte Dichterpersönlichkeit von seelenfeiner Eigenart, die eine ungewöhnliche Fülle der Motive und Stilarten in ihrem Schaffen offenbart, so steht Richter an der Spitze einer Gruppe von Lyrikern, die bei allem hochentwickelten Formgefühl, bei aller sensibelsten musikalischen Durchseelung und der Empfindsamkeit des modernen Menschen für die zartesten Stimmungsreize doch weit entfernt stehen von der kühlen Wort- und Formästhetik eines Stefan George und seiner Jünger, ja, die in einen offenen kämpferischen Gegensatz zu diesen dem Fühlen der Allgemeinheit entfremdeten Formkünstlern dadurch treten, daß ihre formgereifte Kunst unmittelbar und echt aus dem Gefühl und dem Herzen quillt. Es sind die Urgewalten des Lebens: Liebe, Mitleid, Sehnsucht, die bei Richter drängend an die Wände des Herzens pochen und in oft schmerzlicher Verklärung jene feinen Liedgebilde schaffen, die dem inneren Auge sehnsüchtig leuchten und dem Ohr der Seele unvergessenen Klang geben.

Von der vorhin erwähnten Fülle der Stilarten in Richters anerkannter Kunst gibt schon ein kurzer Überblick über seine Bücher einen Begriff. „Mason, der weise“ spiegelt in schön gerundeten, oft mit lyrischem Duft getränkten Gleichnissen die tiefe Sehnsucht einer nach Vollendung strebenden Seele. Einen noch innigeren und persönlicheren Ton hat der erste Gedichtband „Von der Insel deiner Seele“, der etwas seltsam ergreifendes in der tiefen, von heimlichen Wunden brennenden Schwermut hat, die diese stark und schwingenstolz zum Lichte strebenden Lieder mit den Tautropfen des Schmerzes weiht.

„Meine Wege“ und „Stille Wasser“ bringen die süße, quellende und duftige Lyrik, die Richter so viele Freunde

geworben hat. Auch hier eine erquickende Fülle des Stoffkreises, in dem sich Erinnerung, Natur und Leben die Hände reichen. Die süße Schlichtheit des lyrischen Liedes steht neben der in knapper Diktion wuchtig ans Herz greifenden sozialen Dichtung, neben der blutvollen realen Schilderung, die in lyrischem Aufleuchten verglüht, dem starken, leidenschaftlichen Kampfgedicht, der wuchtig zupackenden Ballade. Aber der Ton der Liebe, der zart verschatteten Schwermut siegt und zieht mit süß durchseelter Innigkeit den Leser in unmittelbarste Herzensnähe. Der Weltkrieg, den Richter zum Teil als Arzt im Lazarettzug miterlebte, erschloß ihm neue dichterische Quellen. Die furchtbaren Bilder des Kriegselends entlockten diesem geborenen Poeten des heiligen Mitleids die tiefsten Schwingungen, der deutsche Mann fand in ihm fortreißenden Ausdruck des lodernden Kampftrotzes. Richters Kriegslieder fanden in zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften und seinen in dritter Auflage erschienenen „Eisernen Herzen" den Weg über ganz Deutschland.

Unter seinen neuen Büchern, die mit Ausnahme eines einzigen sämtlich im „Norddeutschen Verlag für Literatur und Kunst", Stettin, erschienen sind, ist „Gunderot, der Dichter und Dulder" das Meisterwerk des Lyrikers. Diese lyrische Novelle in Versen, die wie eine einsame Wunderblume aus der leidenden Zeitseele emporgeblüht ist, ist von Anfang bis zu Ende, ohne daß jemals die Kurve sinkt, echteste Poesie. Die ganze Liebesfülle, Gefühlstiefe und Leidensfähigkeit dieser reichen Dichterseele offenbart sich in diesem wunderbar feinen Buch, das eine sieghafte Lauterkeit, ein stiller Adel wie mit einem zauberischen Leuchten durchdringt. Der „Gunderot", der — selbst zeitlos — doch in der Zeitseele wurzelt, ist ein Schwanenlied der Treue, das den Treuen im Lande Trost und Erquickung bringen soll und wird.

„Im ewigen Ring" bringt die letzte lyrische Ernte. Zarte, tiefversonnene, oft sehr eigenartige Klänge, die wie feine, schimmernde, geschliffene Kelche anmuten. Ein pantheistischer Geist weht durch das Buch: das Erleben der Einzelseele klingt mit der großen Weltseele in eins zusammen. — „Was mir die Großstadt für Märchen

erzählte“ bildet eine neue und eigenartige Kategorie in unserer Märchenliteratur. Mit Dichteraugen geschaut, belebt sich die Alltagsumwelt geheimnisvoll. Leise Satire vergoldet diese eigenartigen Dichtungen mit scharfen blitzenden Lichtern. Unsere heimische Schwarzweißkünstlerin, Gertrud Polensky, hat das Buch mit stimmungsfeinen Zeichnungen geschmückt. — In Vorbereitung ist das zweibändige „Tagebuch eines Berliner Jungen“, ein Buch, in dem Weinen und Lachen zuhause sind und in dem ein Kinderpsychologe ersten Ranges realistisch und doch gemütvoll das Erleben der Kindesseele schildert. Man achte auf die Echtheit der kindlichen Sprache in diesem Buch! — Ein reizendes Kinderbilderbuch in Versen mit Schwarzweißbildern von Gertrud Polensky ist im Erscheinen begriffen, das Richters häufig von der Kritik neben Güll und Hoffmann von Fallersleben gestellte Begabung als Kinderliederdichter im hellsten Lichte zeigt.

Im Verlag von Alfred Unger, Berlin, erscheint im Herbst ein Werk, das sich sicherlich rasch eine große Lesergemeinde erobern wird. Es enthält den in erster Auflage vergriffenen „Mason, den weisen“, die großzügige, von heiligem Feuer durchglühte Dichtung „Christus auf Erden“, eine große Anzahl von Gedichten, die in edler, warmer Sprache gedankenvolle oder in Gefühl und Symbolik gelöste Auseinandersetzungen mit den ewigen Mächten bringen, die unser Dasein beherrschen, und 160 oft blitzend geschliffene Aphorismen. „Weihe den Werktag“ ist ein Buch, das berufen ist, suchenden und ringenden Seelen Freund und Führer zu sein.

Eine kurze Lebensskizze sei angefügt. Paul Richter, der sich heute ganz als Pommer fühlt, wurde am 6. Juli 1873 zu Berlin als Sohn eines großen Möbelfabrikanten geboren. Sein Vater war einer der ersten Förderer des Kunstgewerbes im alten Berlin. Der Knabe, der als sogenannter „Basteler“ spielend das Tischlerhandwerk in der Schulzeit erlernte, zog mannigfache Anregung aus der künstlerischen Luft seines Elternhauses, in dem bedeutende Künstler aus- und eingingen. Der frühe, qualvolle Tod der geliebten Mutter, einer seelenfeinen Frau von hohem Liebreiz, umdüsterte die sonst glückliche

Kindheit mit tragischen Schatten, die sich nie ganz aus Richters Leben verloren haben. An den jungen, sorglosen Studenten der Medizin traten schwere Lebenskämpfe heran, als sein Vater plötzlich sein ganzes Vermögen verlor. Energisch und zielbewußt nahm er sein Geschick in eigene Hände und erwarb sich durch wissenschaftliche Buchillustrationen und eine Stellung als wissenschaftlicher besoldeter Privatsekretär bei Professor Winter die Mittel zum Studium. Er promovierte nach Besuch der Universitäten Freiburg, Greifswald und Berlin in letzterer Stadt mit höchster Auszeichnung und wurde Badearzt in Berg-Dievenow, wo er in blühender Sommerpraxis die Mittel zur Anschaffung der ärztlichen Ausrüstung erwarb. Dann ging er als Assistenzarzt zu seinem früheren Chef, Professor Winter, der das Ordinariat in Königsberg übernommen hatte, und wurde in sehr jungen Jahren Oberarzt der Universitätsfrauenklinik. Drei Jahre später ließ sich Richter in Stettin nieder, wo er noch heute eine ausgedehnte gynäkologische Praxis betreibt, und vermählte sich mit Lena Zeppernick. Er nennt einen einzigen, reichbegabten Knaben sein eigen. Während des Weltkrieges war Richter zeitweise im Lazarettzugdienst im Osten, wo er durch unmittelbares Erleben zu seinen Kriegsgedichten angeregt wurde. Während seiner Tätigkeit als Militärarzt vom August 1914 bis Februar 1919 machte er die eigenartige Entwicklung vom Frauenarzt zu einem anerkannten Kriegsorthopäden durch. Seinem Beruf mit Leib und Seele ergeben und neben der dichterischen Begabung auch für Musik und besonders für Malerei reich befähigt, schönheitsfroh, aber auch stark kritisch veranlagt und mit wahrhaft erstaunlichen Arbeitsenergien ausgerüstet, hat sich Richter zu einer Persönlichkeit von ungewöhnlicher Vielseitigkeit und Schaffenskraft entwickelt.

Meine Kindheit

Meine Kindheit ist umduftet
von Veilchen und Hyazinth.
Die einen am Fenster gestanden sind.
Blickten voll Würde hinab.
Die andern, die kleinen, die süßen,
nickten mit freundlichem Grüßen
an meiner Mutter Grab.

Meine Kindheit ist umduftet
von Veilchen und Hyazinth.
Drinnen zwei fragende Augen sind
und ein weiches, wehtrotziges Herz.
Das dürstet nach Frieden und Liebe
und trägt wie brennende Hiebe
den leeren, lachenden Scherz.

Meine Kindheit ist umduftet
von Veilchen und Hyazinth.
Drinnen zwei fragende Augen sind
und ein weiches, wehtrotziges Herz.
Und dorten? — Das stille Leuchten? . . .
Das sind die kühlenden, feuchten
Tautropfen vom Vater Schmerz.



Meiner Eltern Bilder

Mir genüber an der Wand
meiner Eltern Bilder wachen — —
Streicht nicht eine weiche Hand
über meine heißen Lider —?
Weckt da nicht — wie einstens — wieder
mich ein liebes volles Lachen —?

An der Wand die alten Bilder
meiner teuren fernen Toten — —
Und darunter streut ein wilder
abgeknickter Rosenast
aus der Blüten Segenslast
süße duft'ge Lebensboten.

Ach, ihr lieben alten Bilder,
immer wieder möcht' ich lauschen
euren Träumen, bis ein milder
dichter Abend mich umschleiert,
und mit euch mein Leben feiert
formbefreites Seelentauschen.

❀

All, was ich denke . . .*)

All, was ich denke, ist dein.
Meine Gedanken hüllen dich ein
in ein zärtliches Kleid.

Jede Freude, die mich erhoben,
ist seidig schimmernd hineingewoben.
Jede Träne, heimlich geweint,
als diamantene Sonne drin scheint.
Duftende Rosen sind vorgesteckt:
Hoffnungen, die mir der Morgen geweckt.

Aber was ich mit männlichem Ringen
für dich gewollt,
als ein Gürtel von Gold
soll's dich umschlingen!

All, was ich denke, ist dein.

❀

*) Erhielt 1911 auf den Kölner Blumenspielen den Ersten Preis.

Im Dom

Hell klingen Kinderstimmen
  vom hohen Kirchenchor,
auf Weihrauchwolken schwimmen
  schweigende Wünsche empor,

schräg durch vielfarbige Scheiben
  streift buntes Sonnenlicht,
und lärmendes Straßentreiben
  verhallend sich draußen bricht.

Wir fügen die heißen Hände
  zitternd ineinand:
Daß doch das Leben jetzt ende,
  nun es sein Leben fand!

Wenn es doch selig zerginge,
  eh' es der Alltag zerbricht!
Steig', Seele, verlodre, verklinge
  mit Wolke und Ton und Licht!



Hände

Ich löste deine Hände,
  gefaltet in deinem Schoß,
  daß offen, frei und groß
dein Leben vor mir stände
und meiner Seele Brände
  unlöslich fest umkreiste. —
  Nun sind zu e i n e m Geiste
vereint vier Dankeshände.

Zu Hause

Nun kam der Herbst. Die Weiden und Birken
gelbrote Trauerfahnen wirken.
Der Staub entflieht in wirbelnden Sätzen
von öden Straßen und frierenden Plätzen.
Die Astern, die letzten im Gartenland,
erwürgt der Nebel mit eisiger Hand.

Hu! Wie ich mich fröstelnd flüchte in meine vier Wände!
Der Jubel! Zwei warme, schmuddlige Jungenhände
liebkosen den Vater. Warst du auch artig, du Strick?
Er stottert, wird rot; verlegen senkt sich der Blick — —
Sieh, also doch wieder! Ein lächelnder Frauenmund
schließt mir die strafenden Lippen: Er ist ja gesund
und stark. Drum ist er so wild. — Sie streicht mir den Bart:
Hat er von Mutter — hm? — oder von Vater die Art?

Ich lache. Na, gut! Doch nun an den Tisch, den runden!
Der Junge blinzt schon hinüber. Wie wird es uns munden,
was du uns bereitet, du Gute! Ui je, wie gemütlich!
Der Ofen so warm! Der tat sich am Buchenholz gütlich.
Und über dem Tisch die Lampe im goldigen Flor,
die prahlt uns wahrhaftig die Sommersonne noch vor.
Und sind wir erst satt, dann legst du die Wachstuchdecke
auf den Tisch, liebe Mutter. Denn Jungenarbeit gibt Flecke!
Dann her mit der Masse, der bunten, gefügig-milden!
Dann wollen wir, was ihr euch wünschet, kneten und bilden.
Die Mutter macht Kuchen und Klöße. Das liegt ihrer Übung.
Der Junge formt Schweine mit schmutzig-natürlicher Trübung.
Der Vater — der wagt sich an Menschen; und formt sie — am Ende —
— sich selber zum Bilde? — O, sag' mal, wer legte die Hände,

du bildender Vater, an dich? Was wirst du nur rot?
Ach, Frau — ja, liebe, so formte den Vater . . die Not!
Der Junge — du kluge, du weißt es — der hat ja
die Art
vom Vater. Drum bleib' er vor künstelndem Modeln
bewahrt!
Die Masse ist hart und brüchig und leicht zu verderben.
Mein Junge, der ist! Und muß er zum erben:
erwerben,
so geb' ihm das Leben die bildenden Meißelhiebe!
Wir aber, wir seien ihm
Art und Vorbild und Liebe!



Meinem Jungen

Du sitzest in deinem Stühlchen — —
im Lehnstuhl sitze ich —
und hege im Herzen den Vater
und dich.

Er saß im selben Stuhle
so gerne einst — wie ich —,
er hatte ihn selbst entworfen
für sich.

Wenn ich so leise träume — —
im Lehnstuhl träum' ich dich —
du blickst auf das zappelnde Stühlchen
— wie ich —

und hegst es treu im Herzen,
im Herzen so treu — wie ich —
und denkst in Manneswehmut —
— an — — mich — —?

Still

Ich streichle oft, mein Knabe, dir die braunen Haare —
Mir ist's, als fühlt' ich längst vergessne Jahre.

Ich küss' so gerne deine weichen Kinderwangen —
Könnt' ich nur einmal noch, was war, umfangen!

Doch blick' ich tief in deiner Augen reine Sterne,
dann bin ich still. — — Ich leb' in deiner Ferne.



An meinen Sohn

In seinen kranken Tagen

An deinem Bett saß ich in banger Nacht
und habe deinen heißen Schlaf bewacht.

Es flog dein Atem und dein Herzschlag lief.
All meine stumme Qual zum Himmel rief.

Da hobst du die geschlossnen Lider jäh empor,
und sahst mich an. Ein Lächeln quoll daraus hervor

und wuchs und blühte selig über dein Gesicht
voll tiefen Glücks und schwoll zu mir als heiliges Licht

und füllte ganz mein Herz mit weicher Ruh.
Leis sanken deine Augen wieder zu — —

Was war das nur? Hat deine Seele tief mein Selbst erkannt? —
Von all der Glut, die lang in mir entbrannt,

die ich in dich gelegt, in dir gepflegt, geschürt:
von meiner Liebe einen Abglanz hab' ich wohl gespürt.

Wie bist du reich! Einst werd' ich nicht mehr sein.
Doch wird in dir, was du mir bist, in hundertfältigem Schein

durchleuchten und durchwärmen, ganz verklären dich.
Wie wardst du reich, mein Kind, durch mich!

Denke daran!

Mein Sohn, du bleibst nicht immer klein,
nicht immer kann ich bei dir sein. —
Nicht weinen! Sieh nur: jedem Leben
ist eine Grenze doch gegeben.
Nach Trauer — wirst du wieder froh.
Ja, auch bei mir, mein Kind, war's so.

Nicht alles kannst du schon verstehen.
Ich ließe so gern dich in mich sehen.
Du sähst die grausig wehe Zeit
voll Kampf und Qual und Bitterkeit — —
Ich kam hindurch! Ach, manche fielen!
Jüngling — und Sieger mit Manneszielen,
so war ich verwandelt in e i n e m Jahr.
Du fühlst das später, — wie alles war.

Doch naht für dich die grausig wehe Zeit
— denn bist du wie ich, so mußt du durch Leid —,
dann — ach, was nützen die guten Lehren? —
dann träumst du — vielleicht — vom Vaterhaus
— wir bauten's dir ja voll Liebe aus —,
dann treten zu Not und Seelenpein
Vater und Mutter bei dir ein.
Sie sprechen nichts, sehn dich nur an:
Denkst du daran — denkst du daran?
Die Hängelampe im grünen Flor —
Vater liest das Tagebuch vor
aus seiner Kindheit — und Mutter lacht:
„Wenn er nun auch solche Streiche macht?“
Und alles wie einstens. Und alles doch nicht!
Die Tränen laufen dir übers Gesicht.
Tränen sind ein scharfes Schwert.
Mir haben sie Leben und Seele gewehrt.
Jetzt weine nicht, mein Kind! Noch nicht!
Mutter noch lächelt, Vater noch spricht.
Weine als Jüngling! Wein' dich zum Mann!
Denke daran — — denke daran!

✿

Höhenfahrt

Nun fort, ihr harten niedren Hände!
  Laßt los die Seile, daß die lebenspralle Hülle steigt,
  und meine Gondel, glanzumreigt,
hinauf sich hebt ins Luftgelände!
— — — — — — — — — —

Da schweb' ich —! Endlich bin ich frei!
  Am Staube mag das Gieren und das Giften und
      das Schleichen kleben!
  Ich steige —! — Häuser schrumpfen — Farben
      ineinander weben — —
Wie leer ist doch des Alltags Einerlei!

Ich steige — — schwebe — — steige — —
  Hindurchgewiegt durch kühlende Nebelschnellen
  gleite ich sanft auf Sonnenmeeres Wolkenwellen
und atme — — schaue — — schweige — —

Nur meines Lebens Glücksgestalten
  sind mit mir. Meine Sonnensehnsucht führt das Steuer,
  den Hüllenkörper hebt der Liebe Loderfeuer,
den Hauch beseelt des Freundes Walten.

❀

Topfflicker

Topfflickermann — Topfflickerfrau,
in Lumpen, zermürbt, zerrissen —
von Staub und Rauch und Regen grau,
verhetzt, vergrämt, verbissen.

Topfflickermann — Topfflickerfrau
müh'n sich, aus zackigen Stücken
den Topf, wie sie so morsch und rauh,
wieder heil zu flicken.

Topfflickermann — Topfflickerfrau —
Was alles die Menschen verderben! —
Wenn ich auf die beiden schau' —
brennen mich ihre Scherben.



Badende Kinder

Nackte Kinder baden am Strand —
von rosigem Fleisch flimmert und zuckt der Sand.

Die lüsternen Wogen schleichen daher,
gieren und locken: Ins Meer! Weiter ins Meer!

Aber der Himmel hält seine leuchtende Hand
schirmend über die kleinen Leiber gespannt —

führt sie zurück, sie warm zu durchsonnen.
Nun tollt's in der Düne, rosig voll jubelnder Wonnen.

Aber die Wogen grollen: Entronnen — entronnen!

Blumenliebe

Meinem lieben Komponisten Max Anton

Eine weiße Blume
  liebt einen roten Strauch.
Seine Grüße bringt ihr
  duftig der Abendhauch.

Ihre Tränen trocknet
  zärtlicher Morgenwind.
Ach, daß die Blumenkinder
  Sklaven der Erde sind!

Daß doch ein bunter Falter
  liebselig geflogen käm',
der Seelen Blumenstäubchen
  zueinander nähm'!

Daß doch sie beide pflückte
  spielende Kinderhand!
Welkten dann, fest umwunden,
  nebeneinand.



Der Abendwind

Zu meiner Birke kommt der Wind
und küßt sie still, wie eine Mutter küßt ihr Kind —

Und strählt ihr zart das lange, weiche Haar
und raunt ihr leise zu, wie schön der Morgen war.

Streut über sie den Duft vom reichen Sommerstrauß
und breitet dicht des Abends dunkle Decke aus.

Singt noch ein frommes Nachtgebet ihr zu — —
Dann seufzt er, atmet tief und legt sich müd zur Ruh.

❀

Strandeinsamkeit

Wie liegt der Strand so still und heiß!
  Die Brandung rinnt in träger Ruh —
Ein rotes Segel weht sich leis
  ein lindes Fächellüftchen zu —

Zwei Spuren zögern durch den leeren Sand,
  und ziehen näher sich verschämt und zag,
und fließen jubelnd ineinand — —
  In blauem Lächeln schweigt der Tag.



Abschied vom Meer

Eine Rose warf ich heut ins Meer —
Treibt sie und schwimmt sie und flieht sie wieder her?

Aber, ach, sie ist ins Meer versunken;
und der kalte Grund hat ihren Duft getrunken.

Kehrst du, Rose, je zum Land zurück?
Bleib', o bleibe! Nimmer sucht dich mehr ein Glück.

Was entfärbt, entduftet und zerschlagen,
wird nie mehr an weicher Brust getragen.



Jugend

Das sind der Jugend Rechte:
daß sie noch nicht die Stunden wählt,
daß sie noch nicht die Tage zählt
als gute und als schlechte —
daß sie Vergangenheit nicht braucht,
nicht forschend in die Zukunft taucht.
Das sind der Jugend Rechte:
daß sie aus Nichts ihr Nest sich baut,
daraus nicht Schmerz und Wehmut schaut,
die Lust nur als das Echte —
darinnen nur e i n Lied entbrennt,
das nichts als nur zwei Herzen kennt.
Das sind der Jugend Rechte.
Wir Wandrer doch mit grauem Haar,
wir hegen still, was einstens war:
Rosen und Myrtenflechte —
Wenn Jugend lacht und liebt und singt,
wir schelten nicht, so weh es klingt.
Das sind der Jugend Rechte.



Wer?

Fremde Leiden hab' ich sanft verbunden.
Wen ich liebte, den mußt' ich verwunden.

Doch mich selber trafen wohl die wehsten Schmerzen,
wenn den Stahl ich zog aus liebem Herzen.

Wer wird einst—so frag' ich immer—um mich weinen?
Die ich hegte, pflegte, heilte? — Ach, nicht e i n e n

wird der Schmerz, den ich für ihn bezwang, zu Schmerzen zwingen.
Aber liebe Herzen, die ich brannte, werden heiß zerspringen.

Bitte

Ihr, die ihr tief mich lieb gehabt
  in Gut und Böse, wie ich war,
und mich mit Freundlichkeit gelabt
  so manches bitterwunde Jahr,
ihr — weinet nicht, wenn einst mein Wesen
zur frohen Ewigkeit genesen!

Nein! Geht hinaus zu meines Leibes Ruhestatt
  und reicht in Lächeln euch die Hände!
Ihr selber lebt, was ich geschrieben — Blatt an Blatt.
  Mit euch nur stirbt des Liedes Ende.

Drum singt das Lied, das ich in euch geschrieben!
  Was unecht war an Klang, das ruht im Grunde.
  Euch aber tönt aus reinem Munde,
was meines Wesens Sinn und Seele war: mein Lieben.

Lina Rosenberg

Am 13. Dezember 1880 geboren, verlebte Lina Rosenberg eine schöne Kindheit im alten Stettin, voll von Altstettiner Erinnerungen und Traditionen der Familie. Die großelterlichen Gärten auf dem Kamm des Torneyer Berges bildeten den Tummelplatz des gesunden fröhlichen Kindes. Ein Ansatz zur frommen Erziehung in Stift Salem mißlang. Lina Rosenberg besuchte die Hauptsche Schule und das Seminar und wurde nach bestandenem Examen Lehrerin an der Wegnerschen Schule. Dann ging die kaum Zwanzigjährige nach Paris, wo sie über ein halbes Jahr köstliche Freiheit genoß und Eindrücke sammelte. Sie machte die Bekanntschaft der Familie eines Staatsanwalts am Palais de Justice, dessen Frau ein Patenkind Viktor Hugos und eine Nichte Gounods war, und in deren anregender Gesellschaft sie eine Reise in die Bretagne unternahm. Der Anblick der prächtigen alten Städte im Loiretal weckte die schlummernde schriftstellerische Begabung und rief ein Interesse für Baukunst hervor, das sich ständig vertieft hat. Größere Reisen bildeten seitdem die Höhepunkte des nicht eben leichten Lehrerinnendaseins. Lina Rosenberg besuchte zweimal Schweden und war noch zweimal in Frankreich, wo sie auch die Normandie kennenlernte, bereiste England und Schottland, wo sie unvergeßliche Tage im Hause des berühmten Sanskritforschers und Professors an der Universität Dr. Eggeling auf einem alten schottischen Schlosse verlebte. Weitere Reisen nach Amsterdam, Antwerpen und Prag, nach Rußland, wo besonders der Besuch von Moskau das Verständnis und Interesse für Kultur- und Kunstgeschichte anregte und vertiefte, eine Reise nach Finnland und Studienreisen durch die deutsche Heimat erweiterten Lina Rosenbergs Gesichtskreis und schufen ihr mannigfache Vergleichsmöglichkeiten. Ihren ersten Artikel, den ihr Bruder ohne ihr Wissen absandte, empfing und druckte der damalige Chefredakteur der

„Neuen Stettiner Zeitung“ Dr. Wilhelm König, der ihre Begabung erkannte und sie zum Schreiben ermunterte. Lina Rosenberg schreibt einen schönen, fließenden, lebendigen und persönlichen Prosastil und verfügt über eine anschauliche Schilderungskunst und einen feinen Humor. Ihre Stimmungsbilder und kulturhistorischen Artikel wie ihre gelegentlich in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichten novellistischen Arbeiten finden stets ein dankbares Publikum. Sie ist eine geschätzte Mitarbeiterin der „Vossischen Zeitung“, „Kreuzzeitung“, „Schlesischen Zeitung“, „Stuttgarter Lese“ und „Ostseezeitung und Neuen Stettiner Zeitung“.

Ein Märchen vom Pfingstsonnabend

Der Pfingstsonnabend wachte früh am Morgen auf und blinzelte in den leuchtenden Sonnenschein. Er dachte nach, was er wohl den Tag über mit sich anfangen könnte. Seit Jahren schon wußte er's nicht mehr so recht. Einmal, im Anfang des Krieges, hatte er sich verpflichtet gefühlt, draußen an der Front zu sein. Aber als die pommerschen Landwehrmänner sich gerade den mit viel Mühe geholten Maien vor ihrem Unterstand an die Tür genagelt hatten und nun einen Gruß in die Heimat und an ferne Lieben schicken wollten, kam ein Russenheer und brach mit Granaten und Gas über sie alle her, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre der Pfingstsonnabend selbst mit umgekommen, wenn pommersche Fäuste ihn nicht noch im letzten Augenblick befreit und die Russen verjagt hätten.

Nein — in den Krieg paßte er nicht hinein!

Ein andermal war er in der Stadt geblieben und wollte seine alten Freunde aufsuchen.

Wenn er noch daran dachte! Das war ein Tag voller Enttäuschungen von Morgen bis Abend gewesen, und nie in seinem Leben hatte er sich so unglücklich und zwecklos gefühlt. —

Auf dem Heumarkt waren seine Freundinnen schon zu allererst nicht zum Stelldichein gekommen, die mit den Butterkästen und dem Weißkäse in den feuchten Lappen und den Körben mit den Eiern in dem Häcksel. An der Börse die paar Blumenstände!! Wo man ihm sonst die Wege mit einer unerschöpflichen Fülle bestreut hatte! Und der Fleischmarkt!! Nicht denken daran. — Die Väter brachten keine Tauben mit nach Hause, wenn Feierabend war, die die Kinder im Fest abwerfen konnten. Die Mädchen plätteten sich abends nicht mehr in aller Eile die gestärkten weißen Kleider zum Ball am zweiten Festtag. Kein Kuchen roch durch die Wohnung. Dafür wartete man überall mit Angst und Sorge auf den Briefträger, der die Feldpost brachte. Nein, nein, auch in der Stadt hatte er den Hauptteil seiner Daseinsberechtigung verloren. — Also, etwas anderes für diesmal sich ausdenken.

Und der Pfingstsonnabend ging durch die Straßen, die Anlagen, die großen Terrassentreppen hinunter ans Bollwerk und stieg auf ein Schiffchen mit wehender Fahne. — Das fuhr schnell mit ihm davon durch den Morgen. Der Pfingstsonnabend riß sein Hütchen ab, schwenkte es um seinen Kopf und schrie aus vollem Halse Juchhuuuu!!

Herrgott! Er lebte ja wirklich noch und war der Alte! Da waren seine Freunde ja auch: der blaue Maienhimmel, die warme Sonne, die blühenden Wiesen, die Schwalben, die über das Wasser schossen. Und er dehnte sich und rekelte sich auf seinem Schifflein und dachte: „Heute wird's schön werden." Die Häuser hörten auf, die Oder wurde breiter, der Dammsche See kam und sagte „Guten Morgen", das Haff dehnte seine beglänzte Fläche aus. Rechts und links lugten einsame Ziegeldächer aus dem Grün hervor. — Da fuhr das Schifflein nach rechts ab ans Stepenitzer Ufer und lenkte plötzlich in die Mündung eines kleinen, nie beachteten, kaum gehörten Flüßleins, „die Krampe". „Halt", kommandierte Pfingstsonnabend und stieg ans Ufer, „ich will wissen, wo ich bin! Gnageland? So alt bin ich schon geworden und hab noch nichts von dir und deiner kleinen verwunschenen Schönheit gewußt? Ich will einen Maler hierherführen, der kann sich satt sehen hier."

Gnageland wußte, wer kam. Die Kastanien hatten alle Lichter angesteckt, der Flieder und der alte Apfelbaum standen im Festkleid und schmiegten sich um alte malerische Bauernhäuser, das Wasser hielt ihnen seinen blauen Spiegel vor und zeigte ihnen, wie schön sie waren, die Wiese hatte einen dicken Kranz geflochten und um den Weg gezogen; das alte Schulhaus lag wie ein junges, verliebtes Ding in den Armen von frischem Grün, und das braune Stallgebäude mit dem vorgebauten Dachgeschoß und dem grünschimmernden Haubendach aus Rohr stand wie ein Bild aus dem Märchenbuch und sah mit großen Augen aus dem Grüngewirr ins Pommernland. Vergnügt saß Pfingstsonnabend auf seinem Schifflein und fuhr weiter die Krampe hinauf. Das war ja, weiß Gott, genau so, wie er's da oben im berühmten Worpswede zu sehen bekommen hatte! Das schwarze Wasser mit dem hohen, torfigen Uferrand, der Wiesenteppich, das Birkenwäldchen, das Erlengebüsch, die Weiden, die mit ihren blühenden Kätzchen wie ein großer Baumwollbausch über dem Wasser hingen. Die Frösche übernahmen das Führeramt. „Ehrenthal" quakten sie bei einem reizenden Gutshaus am Wasser, „Forkadenberg" und „Wolfshorst" bei farbigen, umbuschten Giebelgruppen. Dabei veränderten sich die Bilder immerwährend, denn die Krampe wand sich wie ein Schlänglein in reinsten Serpentinen. Da bog sie plötzlich ab und eine schnurgerade Kanalstraße führte geradeaus und nahm das Schifflein auf. An der Ecke auf einem Seerosenblatt unter einem Vergißmeinnichthimmel saß gravitätisch ein großer grüner Frosch. Mit der Würde eines vornehmen Kammerdieners meldete er: „Königskanal". „Königskanal?" fragte Pfingstsonnabend, „du, erzähl mal ein bißchen mehr von deinem Königskanal!" Da fingen Blumen und Vögel und Frösche und das dunkle Wasser an zu erzählen aus vergangenen Tagen, von siebenjähriger Kriegsnot und pommerschem Elend und von dem alten, einzigen, großen Preußenkönig, der es verstand, aus Blut und Zerstörung Segen und Wohlstand hervorzuzaubern. Wie er aus dem schwarzen Sumpfboden und der Erlen- und Birkenwildnis in Torf und Holz Erwerb und Verdienst fand. Er führte den

kurzen, bequemen Wasserweg durch die Windungen des Flusses, erschloß das Sumpfgebiet und besiedelte es.

Halt! Rechtwinklig an den Königskanal läuft nach rechts ein anderer, der „Schützendorfer Kanal“. Bums! rast das Schifflein fest. Im schwarzen Moorwasser saßen Unholde und hielten's fest. „Macht nichts“, sagte Pfingstsonnabend, und sprang in das Boot, das er schon im Schlepptau mit sich führte, „bei Entdeckungsreisen muß man auf alles vorbereitet sein, jetzt kann ich mir Kalmus brechen und eine Nixe greifen!“ Aber er hielt's nicht mehr lange im Boot aus. Als da wieder hart am Ufer eine Hausgruppe auftauchte, hingesetzt wie eine Spielzeugsache in blühende Wiesen vorm Waldrand, sprang er hinaus, verabschiedete sein Boot, ließ sein Schifflein grüßen und wollte wandern. — „Der Brink“ hießen die drei Häuser am Wasser. Da war's feierlich, als wenn der alte König auf einer Visitationsreise erwartet wurde und mit seinen großen, blauen Augen in alle Ecken und Winkel spähen wollte. Alles war schon geharkt, wie pommersche Grenadiere in Parade-Uniform standen die hohen Eichen vorm Haus, stolz, fest, knorrig, wie's Art des Landes und der Menschen darin ist. Sie behüteten das alte, braune Ziegeldach und beschatteten die Bank, auf der der weißbärtige Bauer mit geruhsam gefalteten Händen saß. Die Bäuerin steckte den Kopf durch die Tür und fuhr blitzschnell wieder zurück, als sie den Besuch sah, und fuhr unter die Mägde, die noch in der Küche rumorten. Aber der Bauer stand auf, gab Pfingstsonnabend die Hand und führte ihn auf geharktem Plan um sein Haus. Da schrie Pfingstsonnabend beinahe schon wieder Hurra und Juchuuuu!!! Was saß denn da im Verschlag? Dick, rund, behaglich, zufrieden mit sich und der ganzen Welt? Ein Schwein!!! Ein wirkliches, lebendiges, dickes, schönes, prächtiges, herrliches Schwein!

Ganz gerührt sah Pfingstsonnabend es an und tippte es auf die feuchte, rosige Schnauze. „Nein“, sagte er, „nein! daß ich heut' noch so eine Freude haben würde!“ Und daneben war ein Kuhstall mit wirklichen Kühen, die wurden gemolken und gaben wirkliche Milch, und — Pfingstsonnabend wußte nicht, wie ihm geschah, er durfte

ein Glas trinken. Er schüttelte dem Bauer die Hand und wünschte ihm eine gute Ernte und wanderte weiter am Schützendorfer Kanal entlang bis ans Ende, wo die Holzladestelle ist und das alte Dorf sich zu beiden Seiten in einer schnurgeraden Straße hinzieht. Alle Fensterscheiben lachten, alle Gardinen leuchteten, alle Vögel schmetterten, alle Blumen dufteten, alle Kinder steckten den Finger in den Mund und starrten ihn an. Aber vor dem stattlichen Haus stand der Bauer und führte ihn hinein zu seiner Familie an seinen Tisch und sagte: „Sei mein Gast, ich habe auf dich gewartet!"

Pfingstsonnabend saß auf dem Sofa und sah mit großen Augen umher und paßte mit aufmerksamen Ohren auf. Das schimmernde Tischtuch mit dem Waffelmuster hatte die Bäuerin selbst gesponnen und gewebt. Der große Webstuhl stand noch oben in der Kammer neben dem Spinnrad. Die Mutter hatte beides ihre blonden Töchter gelehrt, und manche Truhe war voll von köstlicher Leinwand für den späteren eigenen Haushalt. Von der Wand tickte die alte, bunte Wanduhr immer zustimmend, wenn der Bauer auch vom „alten Fritz" erzählte, wie er dies Kolonistendorf gegründet hätte, damit die Bewohner Holz schlagen und Torf stechen könnten, wie sie sich noch heutigen Tages Kolonisten nennen und ausgerechnet jetzt wieder zu ihrem Hauptarbeitsfeld zurückgekehrt seien. Da brachte eine der Töchter eine Flasche und goß etwas Funkelndes, Helles in die Gläser. „Prosit", sagte der Vater, und stieß mit seinem Gast an und lächelte verschmitzt. „Da rat mal, was ist das?" Dann rollten die Tropfen langsam über die Zunge. Erfrischend und doch berauschend, süß und doch herbe, duftend und voll prickelnden Aromas, was war denn das? Er riet hin und her — immer falsch. „Ach, du schlauer Pfingstsonnabend! Das poetischste und einzige, was zu dir und zum blühenden Lande paßt, wenn du feiernd durchs Land fährst. Birkenwein! heller, klarer, reiner Birkensaft mit allen süßen, herben Eigenschaften der nordischen Frühlingsbraut."

Pfingstsonnabend geriet ganz aus dem Häuschen vor Entzücken. Er war wie im Traum. War er ins Jugendland zurückgezaubert, voller Frieden und Ruhe und

Heiterkeit? Ungern riß er sich los, er mußte weiter. Die ganze Familie gab ihm das Geleit und stand unter der Linde und sah ihm nach, bis er die ganze lange Dorfstraße hinunter gegangen war. Und so oft er sich umdrehte, wehten die weißen Taschentücher der Frauen und die Mütze des gastlichen Wirtes, bis die Wegbiegung sie auseinanderriß. — Nun mußte Pfingstsonnabend tapfer ausschreiten, einen weiten Weg durch tiefen Sand und über heißes Feld. Er war müde, als er in Stepenitz ankam, bis er vor lauter Vergnügen wieder frisch wurde. Die Straßen wurden reingefegt, daß dicke Wolken flogen. Fenster und Gardinen hatten beschlossen, eine Schönheitskonkurrenz auszuschreiben. Die Rokokokirche wollte Schiedsrichter sein und hatte schon eine Girlande um als Vorstandsabzeichen, und hoch oben im Baum schlichtete eine Drossel den beginnenden Kampf und rief immerzu: „Seid alle gleich schön!“

„Wenn doch was käme und mich mitnähme!“ seufzte Pfingstsonnabend, „ich kann schon bald nicht mehr!“

Da lag auch schon sein Schifflein wieder mit wehender Fahne und den Rekelstühlen, das hatte nur gewartet und fuhr vom Land ab, als er darauf war. „Gott, war das schön!“ sagte Pfingstsonnabend — und „kommt noch mehr“, sagte das Schifflein und legte an einer Insel an, die mitten im Haff aus dem Wasser emporwuchs. Noch einmal sprang Pfingstsonnabend ans Land, voller Neugierde, wo er war. Eine hohe, dunkle Tannenallee nahm ihn auf. Stiller, kühler Schatten umgab ihn. „Es könnte der Hain der Hertha sein“, flüsterte er scheu, „in den Mondnächten könnte man ihr hier Opfer gebracht haben und ihre Sklaven im Wasser ertränkt. Hier könnten auch die Nixen jene kurzen Stunden verweilen, in denen es ihnen erlaubt ist, menschliches Leben zu leben. Ich möchte bei Vollmond in der Johannisnacht hier mal sein.“ — Aus dem Tannendunkel trat er ins Sonnenlicht und rief voller Entzücken: „Jetzt weiß ich's, hier wohnt die Fliederfee.“ Rechts, links, in langen Wegen wie Hecken, in dicken Büschen war es blau von Flieder, man sah kein Grün, man sah überhaupt nichts anderes als dicke, dicke Fliederdolden, wie ein Schirm über den Gebüschen, wie eine Wand von Blüten, wie ein

Teppich lagen sie schwer und schleppend über dem Weg. Der Birkenwein, der Fliederduft — Pfingstsonnabend nahm sich vor, die ganzen Andersen-Märchen nachzuschlagen, das mußte doch aus dem Märchenland sein. Ehe er's wußte, hatte er einen ganzen Arm voll blühender Büsche.

Ganz benommen saß er wieder auf seinem Schiff und fuhr im Abenddämmern wieder zur Stadt zurück. In Gotzlow winkten ihm die Menschen zu, und hoch auf den Hellingen im Vulcan schwankten Maibäume ihm zum Willkomm und Abschied zugleich. Pfingstsonnabend ging wieder mit seinem Fliederstrauß durch die alte, große Stadt. Er war so glücklich wie lange nicht. Er hatte sich wiedergefunden, er war in den schrecklichen Jahren doch nicht verloren gegangen. Er wußte nun, wo er hingehörte und wo er sich finden lassen konnte. Da versöhnte er sich wieder mit der verängstigten und versorgten Großstadt und fing an, ihr von Birkenwein und der Fliederfee ein Märchen zu erzählen. Zuletzt war es schon sehr spät, der Pfingstsonntag saß bereits auf seinem Bett, löschte das Licht aus und sagte — „Scht! ich erzähle euch morgen weiter!"

Raimund Schrey

Der vielbeschäftigte Journalist wurde am 18. August 1879 zu Graz in Steiermark als Sohn eines eingedeutschten slowenischen Vaters und einer deutschen Mutter geboren. Er wuchs in Salzburg auf, wo er 1898 am dortigen Staatsgymnasium die Reifeprüfung ablegte, nachdem er sich schon als Gymnasiast eifrig journalistisch betätigt hatte. Er hörte dann in Graz, später in Wien geschichtliche, rechtshistorische und sprachwissenschaftliche Vorlesungen, ging 1904 als Redakteur nach Zittau und kam 1905 an die „Ostseezeitung und Neue Stettiner Zeitung" in Stettin, wo er heute noch tätig ist. 1906 verheiratete er sich mit der Tochter eines Leipziger Pastors, der Sprachlehrerin Käthe Müller, die mit zahlreichen Artikeln über Frauenfragen und einem schon in dritter Auflage erschienenen Buch über Frauenberufe ebenfalls schriftstellerisch hervorgetreten ist. Aus dieser Ehe stammen drei noch im jugendlichen Alter befindliche Kinder. Rein literarisch ist Schrey weniger hervorgetreten, als seine Begabung dies rechtfertigte. Die Schuld daran trug freilich auch der Umstand, daß er jahrelang zahlreiche Gedichte anonym und pseudonym erscheinen ließ, zudem meist in österreichischen Blättern und Zeitschriften. U. a. war er eifriger Mitarbeiter des antiklerikalen „Scherer" (in Innsbruck). Eine kleine Sammlung „Blätter und Blüten", in Bayern ohne Angabe des Verlegers gedruckt, wurde in Österreich schnellstens beschlagnahmt. Einige Märchen von ihm sind in der „Deutschen Frauenzeitung", Leipzig, erschienen. Erst in jüngster Zeit hat Schrey in der „Ostseezeitung und Neuen Stettiner Zeitung" eine Reihe von Gedichten veröffentlicht, die in ihrem kraftvoll kühnen und männlichen Ton, ihrem tiefen Gedankengehalt, dem natürlichen Schwung der Sprache die Aufmerksamkeit auf ihn lenkten. Schrey ist ein Träumer und zugleich eine geborene Kampfnatur. An

dem Dasein dieses Mannes, dessen reiche Gaben und tiefes Wissen selbst denen, die in nähere Berührung mit ihm kommen, selten in ihrem ganzen Umfange bewußt geworden sind, hat sich bisher die Tragik des Journalistenlebens erfüllt, die besten Kräfte in nervenaufreibender, nach außen hin unpersönlicher Arbeit aufbrauchen zu müssen und sich im Alltagsfrondienst selbst die tiefen Brunnen der schöpferischen Arbeit zu verschütten. Möchte Schrey aus verdienter Anerkennung die Kräfte ziehen, dem Maschinenlärm des Tages dennoch ab und zu eine Stunde für eigenes Schaffen abzustehlen.

Wie die Vogelbeerlein zu Ehren kamen

Es war einmal ein großer Obstgarten. In dem standen wohl an hundert stattliche Bäume und mehr: Apfelbäume, Birnbäume, Pflaumenbäume, Kirschbäume und andere, die du kleines Leckermäulchen selbst ersinnen magst. Sie alle hatten schöne Blüten im Frühjahr und im Sommer und Herbst schöne Früchte und waren sehr stolz darauf. Und wenn der Herr des Obstgartens zur Zeit der Ernte kam und bei jedem Baume stehen blieb und ihn bewunderte, ja, da wußten sie sich vor Stolz und Freude nicht zu lassen und schüttelten sich voller Dankbarkeit und warfen ihre schönsten reifen Früchte ihm zu Füßen. Und schnell kamen muntere Jungen gelaufen und lasen sie auf, sammelten sie in Körbe und führten sie fort in die weite Welt. Ach, war das etwas Herrliches! Die alten Bäume wußten zwar nicht ganz genau, was die weite Welt war, denn sie standen angewurzelt, solange sie zurückdenken konnten, und keiner von ihnen war je durch das Gartenpförtchen hinausgewandert. Aber sie hatten doch alle ihre guten Bekannten: den Wind, der überall herumkam und ihnen gern etwas ins Ohr blies (daß der Windbeutel es mit der Wahrheit nicht immer genau nahm, wußten sie nicht), die liebe Sonne, die alle Tage einmal um den ganzen Erdball herumreist, in der Nacht den Mond und die

Sterne, die hinter alle Vorhänge spähen und tausend geheimnisvolle Dinge erfahren.

„Meine Kinder“, sagte dann wichtig der große Apfelbaum, „gehen in die weite Welt; ich wette, sie sind zu einer Hochzeit geladen.“ „Das ist noch gar nichts“, meinte darauf der eingebildete Birnbaum, „meine Kinder schmücken heute gewiß eines Königs Tafel.“ „Ach“, versetzte die Pflaume geärgert, „eure Kinder mögen ja ganz hübsch sein — und gekleidet sind sie auch ein bißchen auffällig — aber ein richtiger Pflaumenkuchen ist den Menschenkindern doch noch viel lieber als alle äußere Schönheit.“ Der Kirschbaum, der daneben stand, war ganz rot vor Zorn: wie diese armseligen Sträucher doch prahlen, dachte er; ihre Kinder waren doch rein gar nichts gegen die seinen, die so prächtig aussahen und so vortrefflich schmeckten wie — er sann einen Augenblick nach — wie eben nur Kirschen aussehen und schmecken können.

Bescheiden in eine Ecke gedrückt, stand ein Vogelbeerbaum. Der wurde nicht gefragt, und zu sagen traute er sich nichts gegenüber der großen, vornehmen Gesellschaft, in die er geraten war und die da sich so breitmachte, wie sie nur konnte. Er wußte es übrigens selber: kein Mensch kümmerte sich um ihn, auch der Herr des Gartens nicht, ja nicht einmal die Vögelchen, die doch sonst so genäschig von einem Baum zum andern flogen. Höchstens kam ein hungriger Vogel zu ihm, wenn die andern Bäume alle kahl standen und es sonst nichts zu beißen gab; dann freilich war er gut genug. Aber es grämte ihn doch mächtig, daß er so arm und verachtet war, und als er die anderen Bäume so hochmütig reden hörte, schüttelte ihn sein geheimer Kummer so, daß ihm, wie verstohlene Tränen, ein paar Beerlein entrollten, die er sonst am liebsten bei sich behielt, weil sie doch draußen in der weiten Welt kein besseres Los erwartete, als sie daheim hatten. Die Beerlein lagen nun auf dem Boden gleich den anderen Früchten, aber niemand kam, der sie aufhob.

Allein es dauerte nicht lange, da regte sichs und aus einem schmalen Erdspalt blickte ein kleiner grauer Gesell mit winzigen, lichtscheuen Äuglein und schnupperte mit

seinem feinen rosigen Näschen, ob die Luft auch rein sei. Er hatte lange Arme und seine Hände mit den spitzigen Fingern sahen fast aus wie Schaufeln und dienten ihm auch als solche. Der stieß mit seiner Schnauze gegen eins der Beerlein, beroch es, besah es mit blinzelnden Äuglein und — schwupp — war's mit der Schaufel in den dunkeln Erdspalt befördert. Mit den andern tat er das Gleiche. (Ihr habt es erraten: der graue Geselle hieß Maulwurf.) Er war aber von seinem hohen Gebieter, dem König der Zwerge, der tief im Schoß der Erde hauste, ausgesandt, um aus fernen Gebieten etwas recht Köstliches und Seltenes heimzubringen.

Den Beerlein war es zunächst ganz erbärmlich zumute, als sie im dämmrigen Erdgange waren, der bald ganz dunkel ward, weil sich hinter ihnen die Spalte zur Oberwelt schloß. Aber kaum war das geschehen, als auch schon der Gang weiter und heller wurde und mit einemmale kamen die Beerlein — sie wußten nicht, wie — ins Rollen und rasten den Abhang hinunter, daß ihnen schier der Atem verging — aber auch jede Furcht. Nur Spannung und Neugier war jedes der Beerlein. Nun sollten sie doch etwas von der weiten Welt zu sehen bekommen und gar noch unter der Erde. Das graue Männchen lief hinter ihnen einher, aber es hatte jetzt aufrechten Gang und richtige Hände und Beine und Menschengestalt, nur klein, ganz klein war es geblieben, wie ein wirklicher Zwerg, und der war es ja auch; nur daß er zur groben Arbeit und zu seinen Streifzügen und Schleichwegen das Maulwurfskleid umtat.

So kamen sie — der Abhang verebbte und die sausende Fahrt ward allmählich langsam — in einen großen hellen Saal, der glitzerte und gleißte von Gold und Silber und kostbarem Edelgestein. Da saß auf erhabenem Thron ein uraltes eisgraues Männlein, kaum größer als Maulwurf, mit einer Krone auf dem schneeweißen Haupte, mit einem Stab in der Hand, einen Purpurmantel um die stämmigen Schultern geschlungen: der König der Zwerge, und neben ihm saß gar ein wunderschönes Mädchen, das war noch sehr klein und jung, aber doch viel, viel größer als der König und als all die andern Zwerge, die rings im Saale standen und

dienerten; denn das kleine Mädchen stammte aus dem Lande der Menschen.

Die Beerlein rissen ihre Äuglein auf, soweit sie konnten. So etwas Herrliches hatten sie noch nicht gesehen, ja nicht einmal noch geträumt.

Da hieß sie Maulwurf vor den König treten und sie ließen's sich nicht zweimal sagen, sondern kullerten vergnügt auf den König los, der sie vom Estrich aufnahm und dabei ächzte und stöhnte, als hübe er die schwerste Last. Er betrachtete sie lange mit tiefster Bewunderung, dann sagte er zu dem kleinen Mädchen an seiner Seite: „Du gehst jetzt heim zu deinem Vater, der dich zu uns gesandt hat, weil wir seine lieben Freunde sind. Wir haben dich hier lieb gewonnen und gern möchten wir dir das schönste und wertvollste schenken, was unser Reich birgt. Das aber sind diese köstlichen Edelsteine, die Maulwurf uns eben von weiter Fahrt mitgebracht hat aus verborgenen Gründen."

Die Beerlein sahen sich an und wollten zu lachen beginnen, weil der König sie kostbare Edelsteine genannt, aber das Lachen erstarb. Denn als sie sich ansahen, merkten sie erst, daß ein Glanz von ihnen ausging, der alles Geglitzer und Gefunkel im Saale ringsum verdunkelte. Und ehe sie sich noch so recht besannen, sprang auf einen Wink des Königs ein kunstreicher kräftiger Zwerg zu, der faßte sie schnell in einen goldenen Reif und diesen legte der König, indem er aufstand, um Stirn und Haar seiner kleinen menschlichen Freundin.

Dann gab's ein großes Abschiednehmen und Rüsten zur Reise. Tausend Hirschkäfer zogen hurtig den kleinen Wagen — es waren flinke und kräftige Tiere, die besten aus dem Marstall des Königs — und in rasendem Galopp ging's bergan, dem Menschenreich zu. Glühwürmchen strahlten gleich elektrischen Lampen am Wege, eins neben dem andern. Mitten im Walde sprang das wohlverwahrte, unauffindbare Tor auf, das die Zwergenwelt abschloß, und draußen harrten schon die Höflinge und Hoffräulein und die goldene, mit blauer Seide ausgeschlagene Kutsche des Königs mit vier silberglänzenden Schimmeln, um die Prinzessin heimzuführen ins Vaterhaus.

Als der prunkvolle Zug in die Stadt kam, da standen die Straßen entlang festlich geschmückte Leute, die jubelten beim Anblick der Prinzessin, und aus den Fenstern und von den Dächern winkten überall freudige Fahnen. Auf dem Marktplatz vor dem Königsschloß aber sahen die Beerlein aus ihrem Goldreif auf dem Haupt der Prinzessin herab auf die großen Körbe mit allerlei Früchten, die zum Verkauf bereitstanden, Äpfel und Birnen, Pflaumen und Kirschen. Und gerade kam auch ein Hoflakai, der kaufte die ganzen Vorräte auf für des Königs Tafel und für die Hochzeitsgäste, denn — das hatten die Beerlein während der Fahrt schon erfahren — noch am selben Tage nahm der König, der lange Witwer gewesen war, eine zweite Frau, und deshalb war auch die Prinzessin heimberufen worden.

So wurden die Kinder der vornehmen Bäume im großen Ostgarten wirklich zur Hochzeit geladen und schmückten die Tafel des Königs — oder wenigstens die Marschall- und die Hofgesindetafel, denn nur die allerschönsten Früchte kamen auf den Tisch des Königs und der Prinzessin selbst. Die Vogelbeerlein aber leuchteten wie funkelnde Sternlein über all der glitzernden Pracht und waren entschieden das schönste beim Feste — nächst der Prinzessin, und das ganze Land war voll ihres Ruhmes.

Die schlauen Winde aber, die überall herumkommen, wußten, wie sich alles zugetragen, und überbrachten es den Bäumen im Garten, dem Apfel- und dem Birnbaum, dem Pflaumen- und dem Kirschbaum und auch dem Vogelbeerbaum in seiner bescheidenen Ecke.

Da murrten die andern Bäume und sprachen: „Ja, ja, Undank ist der Welt Lohn.“ Der Vogelbeerbaum aber schwieg fein stille und lächelte nur in seine grünen Zweige hinein und dachte bei sich: „Das Gute kommt zuletzt doch zu Ehren.“

❀

Jugend von heute

Die Zeit mit ernsterm Auge blickt euch an
als eure Jugend wünscht, und gar bedächtig
sollt schreiten ihr, wo Frohsinn übermächtig
sonst die Gespielen rief auf heiterm Plan.

Um eurer schönsten Tage heilig Recht
hat euch der Kampf der Alten schon betrogen:
Auf grauem Fittich sind sie hingezogen
und reiften früh ein darbendes Geschlecht.

Vom Lebenssturm das junge Herz geschwellt
und in des Wechsels Bitternis erfahren,
vom Schicksal in die Wirrnis hingestellt

als Ackerbauer schon in jungen Jahren:
Übt Recht und Pflicht, dem Ganzen gern gesellt,
und strömt zum Werk in hellen Wanderscharen!



Ins neue Leben . . .

Nicht wanken soll der Mann in schwanken Tagen,
sich bergen nicht vor Wind und Wetterwolke —
Die Stirne frei, soll hoch das Haupt er tragen,
gesellt, ein ganzer Mann, dem ganzen Volke.

Wohl darf er das verlorne Gut betrauern,
darf nie und nimmer, was ihm lieb war, schelten:
Doch Zeitenwerk — es kann nicht ewig dauern,
es kommt ein Tag, dem neue Maße gelten!

So wag', nach dem *was werden will*, zu greifen;
wer sich Gefallnem eint, muß dafür büßen.
Laß kühl den Blick in das Vergangne schweifen —
Ins neue Leben spring mit beiden Füßen . . .

❀

Wo gewordenes strebt, sich auszuwirken . . .

Auf der Heide, unterm Lindenbaum,
von der Düfte Süßigkeit umfangen,
träumt ein Paar den schönsten Erdentraum.
Lieblich malt er sich auf glüh'nden Wangen.

Holder Stunden köstlicher Gewinn!
Still verborgen quillt das neue Leben.
Schönem Traum hat huldvoll tiefsten Sinn
Gottes Odem waltend eingegeben.

Wo Geword'nes strebt, sich auszuwirken,
ist es S e i n Geist, der beseelend schweift,
herrschend in unendlichen Bezirken.

W i r sind nur d i e F i n g e r Seines Denkens,
das vielhändig in die Saiten greift,
und Gefäß nur Seines hohen Schenkens.

❀

Den Eltern unserer Toten

Was gelten Fürstenkronen in dem Spiel
der Schrecken, dem wir Menschheit sind verfangen?
So mancher Stirn der goldne Reif entfiel
und eitel möchten andre damit prangen.
Nur eine Krone sprüht beständ'gen Glanz
vom Silberkissen aus ergrautem Haare,
und tiefer beugt der schlichte Ehrenkranz
das welke Haupt als schwerste Wucht der Jahre.

Der Völker Söhne zogen aus zum Streit
mit frohem Tritt — es ging zur Männerweihe.
Todbange Herzen gaben das Geleit
verhaltner Klagen und erstickter Schreie.
Sie rangen einsam, wie in Schauernacht
einst Jakob rang, mit Gott um teure Leben,
daß gnädig sie beschirme seine Macht:
Doch ruht in Schöpferhand, was sie gegeben.

Die Sichel rast, das Schnitterliedlein gellt
den schrillen Ton von Meiden und Entsagen,
und niederbricht in Schmerzen eine Welt.
Unsagbar Leid in Demut wird getragen:
Kein andres, das dem euren sich vergleicht.
Drum, alter Vater, nehmt zu Dank und Lohne,
die Ehrfurcht euch, geprüfte Mutter, reicht,
die blutbetränte Bürger-Dornenkrone.

❀

Die Ewigen

Keine Mutter noch hat ihre Söhne umfangen
so hegsam und pflegsam mit zärtlichem Bangen,
wie der Erde Schoß ihre Helden umfängt.
In schattiger Kühle, da heilen die Wunden,
die Toten erstehen, die Siechen gesunden,
ein frohes Gewimmel sich tummelt und drängt.

In Wurzeln sie schießen, als Blumen sie sprießen
zu Lenzes und Sommers heiterm Genießen
aus dunklen Tiefen zum Lichte empor . . .
Aus Wechseln der Monde quillt Kreislauf der Jahre.
Nach köstlicher Heimfahrt öffnet der klare
Frühling den Ewigen wieder das Tor.



Sei Du denn Führer uns . . .

Dein golden Auge flammt in mein Gemach
und strahlt sein liebes Lächeln an die Wände.
Still sind am Werk, die selbst auf Gram und Schmach
noch Segen streuen, deine Schenkerhände,

du Feuergeist, der unsrer Armut Glut
des eignen Lebens einhaucht, selbstvergessen —
Ob in der Zeiten fernstem Abgrund ruht
auch dir ein Ziel nach höherem Ermessen.

Sei du denn Führer uns in deiner Kraft,
die lächelnd sich verzehrt und heut und morgen,
getreu dem Auftrag, froh wie gestern schafft
und nimmer sorgt um das, was Er verborgen.

Franz Schütt

Am 8. Dezember 1874 auf dem Ausbau Milchhorst, Kreis Greifswald, geboren, empfing Franz Schütt seine ersten Eindrücke in dem einsamen Gehöft mit seinen Strohdächern und Lehmdielen am Rande eines Erlenbruches, das sich in einer Niederung zur Peene hinzieht. Die Pachtung in dieser kargen Landschaft, die dennoch viel Malerisches hatte, war die Heimat der Vorfahren seiner Mutter. Die Eltern zogen bald nach Wolgast, von wo aus der Vater auf Segelschiffen die Weltmeere durchkreuzte. Jugend und Lehrzeit verbrachte Franz Schütt in Wolgast. Bei einem dortigen Maler lernte Schütt bis zum 18. Jahre praktisch, war dann Jahre hindurch in Nürnberg, Düsseldorf, Bremen und Berlin als Maler tätig und führte als solcher selbständig ein Geschäft. Freilich, die kaufmännische Seite seines Berufes lag ihm nicht. Das 31. Jahr brachte ihm die späte Erfüllung eines Lieblingswunsches. Er studierte in Breslau unter Professor Poelzig, Busch und Kämpfer und legte dort 1907 das Staatsexamen als Zeichenlehrer für höhere Lehranstalten und Lehrerbildungsanstalten ab. Bis 1914 wirkte er in Charlottenburg als dekorativer Künstler und als Lehrer, dann wurde er anläßlich des Krieges zur Vertretung nach Stettin berufen. In den folgenden fünf Jahren unterrichtete Schütt erfolgreich in der gewerblichen Fortbildungsschule, in der höheren Handelsschule, am Stettiner Stadtgymnasium, in den großen Meisterkursen für Maler, in der neubegründeten Knabenzeichenschule (gewerbliche Vorschule) und in den Handwerker- und kunstgewerblichen Fachklassen, an denen er jetzt hauptamtlich beschäftigt ist. Ehrenamtlich arbeitete er als Lehrer in der Verwundetenbeschäftigung. Ein halbes Jahr war er Soldat bei den 34ern in Bromberg. Als Mitglied des „Pommerschen Künstlerbundes" ist Schütt auf dessen Ausstellungen mit malerischen und zeichnerischen Arbeiten hervorgetreten. Verheiratet ist

er seit 1903 und nennt zwei Mädchen und einen Jungen sein eigen. Unermüdlicher Fleiß und ein hoher Idealismus zeichnen diese selbständige Natur aus, die ihr reiches Innenleben in einer Dichtung entfaltet, die zuweilen Formsprödigkeiten aufweist, aber immer echt und ehrlich empfunden ist. Im Jahre 1917 gab Schütt im Verlag von Susenbeth, Stettin, einen Band Verse „Harfend Herz“ heraus. Über sich selber äußerte er gelegentlich: „Mein Leben ist bedingt durch Einfachheit, reich an Kämpfen um das tägliche Brot, aber reicher an innerem Gewinn.“

An das Meer

Urquell! Die Wolken deiner Sehnsucht fanden
zu meiner sich . . . An deiner Wunderschale
verlangend meiner Seele Lippen landen.
Lichttrunkne Tropfen, schimmernde Opale
schenken im Kuß sich meinem bleichen Stranden . . .
Die Silberflut sturzwechselnder Pokale
süß-summend noch in ros'gen Muschelwänden,
grüßen — gleich Heimatglocken — meine Tale,
daß in mir stürmisch alle Wogen branden;
in jeder pocht mein Herz mit jedem Male . . .
Die durstge Seele löst sich aus den Banden
und ihre Lippen drängen hin zur Schale,
die Gott der Herr hält in den heil'gen Händen.

Bauernerbe

Du sonnenumstrahlte Hütte,
meines Schauens schönstes Gesicht! . . .
Du gabst der schwellenden Schütte
des Lebens Liebe und Licht.

Meiner Ahnen magere Pfründe,
Seen hinter dunstigem Moor,
Wiesen und Erlengründe,
vierzig Jahre steigen empor.

Ihr habt mein wachsendes Werde,
das kämpfende Wollen geweiht:
Du Kraft der Heimaterde,
du Erbe der Einsamkeit.

Sonnengesättigte Liebe
hat alle Keime belebt,
daß heut noch Träume und Triebe
formen- und farbendurchwebt.

Ihr feitet mich, schimmernde Seen,
fern hinter dunstigem Moor,
daß nie in des Wollens Geschehen
meine Sehnsucht sich verlor . . .

Du sonnenumstrahlte Hütte,
meines Schauens schönstes Gesicht! . . .
Du gabst der schwellenden Schütte
des Lebens Liebe und Licht.

❀

Lebensmittag

Nun, Leben, leuchte
im Mittagsglanz!
Viel Sonne scheuchte
die Schatten ganz.

Ich darf nur lauschen
im reifen Sein,
die Quellen rauschen;
der Wald ist mein.

In seiner Kühle
geh' ich zu Gast
mit Schwarm und Schwüle
und Sonnenglast . . .

Fern zu den Füßen
das blaue Meer.
Die Wolken grüßen
Waffen und Wehr.

Die Welt — mein Garten
vom Ich bestellt;
die Früchte warten
im Erntefeld.

Das Schauen weitet
aus mir heraus
und Schaffen breitet
die Arme aus.

Nun leuchte Leben
und bringe ein
den reifen Reben
entrollten Wein,

der lang verdunkelt
im Keller schlief,
den, golddurchfunkelt,
mein Mittag rief.

Nun magst du schäumen,
du süßer Saft!
Gib Tat den Träumen
aus deiner Kraft!

Sonnjahre fächeln
aus deinem Duft;
ein liebes Lächeln
lockt aus der Gruft . . .

Geheimes Walten
im Blute kreist;
in dem Gestalten
flammt Sonnengeist.

Ob allem Weben
sonnt Mittag sich:
nun leuchte, Leben,
und segne mich!

❀

Erbstücke

Schmerzbetautes Heimerinnern eine süße Sehnsucht kühlte,
als ich in der Seemannskiste meines Vaters heute wühlte . . .
Formenschöne Tropenmuscheln, Seelen, einst voll Phantasien,
deren Rosenlippen leuchten, summen Meeresmelodien.
Federblumen, farbensatte, Ampel drum von Nelkgewürzen,
irisierende Perlenschnüre, Muschelkörbchen, grelle Schürzen,
Erz, Kopal, Korallenketten, Schildpattspielzeug, Straußeneier,
um den runden Tisch von Taeckholz webt ein duft'ger Märchenschleier.
Chinateller, dünne Schalen, seltne Steine, wunderlichte,
Glaskristalle, demant-schillernd, Augenweide, Lichtgedichte,
füg ich zu den matten Mustern, die gebatikt Javas Frauen,
Minahassas schlanke Schönen, von Menados Hochlandsauen.
Lustiglich dazwischen rollen Münzen aller Herren Länder,
selbst die Seemannsschuhe wackeln, aufgekratzt die Lederbänder.
Alte Bibel, wundergläubig hat der Vater sie zerlesen;
auf ihr thront ein Buchsbaum-Buddha, der ihm lieb und wert gewesen.
Elfenbein und Bernstein glänzen. Japans Stickwerk, blanke Kästen,
seine Vasen barg ich sorglich in vielfarbigen Seidenresten.
Kofuläufer der Sanghresen, aus der Südsee bunte Matten,
neben Sudans Pfeil und Bogen Speer und Schilde der Mharatten.
Fetischstücke, Inkaspangen, Köcher, Axt und Friedenspfeife,

Ölsüdwester, den getragen oft im Sturm der starke Steife;
Teergeruch die Truhe atmet, meiner Sehnsucht Segel blähn sich . . .
Mast und Planken, euch vermiß ich; meine trutzigen Ahnen schmähn mich,
ja sie spucken auf die Ratte, die dem Schiffe wurde flüchtig;
denn sie waren seebefahren, eisenhart und wettertüchtig;

nur der eine blasse Knabe ist aus ihrer Art geschlagen;
dafür muß er lebenslänglich Seemannsheimweh in sich tragen.



Lied

Dich, Erikastrauß,
  brach meine Süße,
brachtest ins Herz, ins Haus,
  leuchtende Grüße,

rötest den blassen Tag,
  sein kaltes Müssen;
kamst aus dem Heidehag
  mit blühenden Küssen.

Herbfrisches Heidekind,
  dein Gruß, glanzumsponnen,
weckt Stunden im Sommerwind
  und tausend Wonnen.

Kind und Kunst

Wie holt uns heim zu sich die Mutter Kunst
in dieser Jahre Spannung, Krieg und Dunst.

Und wie erfrischt nach Tag und Schlag und Wind
den Heimgekehrten seiner Heimat Kind.

Das glüht und sprüht im Blut wie alter Wein
und lacht und lenzt von allen Sorgen rein;

keimt unbekümmert in dem Ernst der Zeit;
blüht Wunder auf und macht die Seele weit.



Am Flügel

Du Zauberinstrument, so unvergessen
  wie jene Teure, die vor dir gesessen!

denn wie die Jahre auch vorübergingen,
  ich hörte immer euer süßes Singen.

Du Schrein der Klänge, durch den Tod geschlossen,
  verstaubt, verstimmt, von reinem Glanz umflossen,

bei deinem Anblick alle Riegel springen:
  süßes Erinnern hör ich leise klingen.



Mahlzeit

Rein und heiter sei dein Sinn,
setze segnend dich zu Tische!
Volle Andacht gibt Gewinn,
jedem Leib und Geiste Frische.
  Iß mit ruhigen Gebärden
  und vergiß all dein Beschwerden!

Ein geadelt Essen muß
feierfroh die Seele schwingen;
möge freier Worte Gruß
Mahl und Tischgenoß umklingen.
  Laß des Tages Krone werden
  Kost und Labe dieser Erden!



Säespruch

Sinke, Korn, zur Mutter Erde,
gib dich hin und sprieße dicht
ährenschwer zum goldnen Licht,
daß uns Brot und Nahrung werde!

Starke Kraft im kleinen Triebe,
aus des Schöpfers Hand beschert,
sei gesegnet seiner Liebe
schütz uns gegen Not und Schwert!

Wilhelm W. Ulmenried-Naujeck

Wilhelm W. Ulmenried-Naujeck wurde am 3. März 1889 zu Bartenstein in Ostpreußen geboren. Er besuchte dort das humanistische Gymnasium und studierte dann in Königsberg, Halle und Berlin Philosophie, Theologie und Musik. Geschichte war sein Lieblingsfach. Unter Exzellenz von Harnack wurde Ulmenried-Naujeck Historiker für alte Kirchengeschichte, unter dem er dann neben seiner Doktorarbeit mehrere wissenschaftliche Arbeiten verfaßte. Eine Reihe von Semestern assistierte er dann unter dem berühmten Theologen am kirchenhistorischen Seminar zu Berlin, wo er sich zu habilitieren gedachte. Da kam der Krieg. Er zog als Kriegsfreiwilliger ins Feld, machte 1915 die Offensive gegen Rußland mit, erkrankte schwer und wurde nach der Wiederherstellung zur Gebirgsartillerie nach Süddeutschland versetzt. Da er nicht mehr kriegsverwendungsfähig wurde, kam er zur Kriegspresse, nachdem er vorübergehend als Hilfsgeistlicher an einer Garnisonkirche gewirkt hatte. In der Schriftleitung der „Garde-Feldpost“ war er bis zum Ende des Krieges tätig und fühlte sich durch diese Tätigkeit so befriedigt, daß er dauernd bei der Presse blieb. Seit dem 1. April wirkt Ulmenried-Naujeck als Hauptschriftleiter bei der „Stargarder Zeitung“ in Stargard.

Seine literarische Entwicklung begann bereits sehr früh. Mit zwölf Jahren wurde das erste Gedicht veröffentlicht, als Obersekundaner schrieb er ein Schauspiel. Seine besondere Aufmerksamkeit wandte er der litauischen Literatur zu, da seine Vorfahren väterlicherseits aus Litauen stammten. Er machte eingehende Studien über Land und Leute und begann seine „Geschichten aus Litauen“ zu schreiben, die jetzt vom „Norddeutschen Verlag für Literatur und Kunst, Stettin“ veröffentlicht werden. Die ersten fanden damals kein Verständnis, so brach er ab und begann, noch als Student,

einen großen Roman „Ein Ketzer“, der kurz vor Ausbruch des Krieges erschien und Aufsehen erregte. Während des Krieges erschienen neben wissenschaftlichen Aufsätzen und Abhandlungen, Gedichten, Kriegsgedichten und Skizzen vier größere litauische Novellen. Der „Norddeutsche Verlag für Literatur und Kunst, Stettin“ veröffentlicht jetzt außer den litauischen Geschichten einen Gedichtband von Ulmenried-Naujeck, der Lieder und Dainos in Bruchstücken bringt. Gegenwärtig arbeitet der Verfasser an einem größeren Roman „Schwester Jutta“, sowie an einer lyrischen Gedichtsammlung „Lied, Liebe, Leid“. Ein warmes und feines Empfinden für das Schöne und Wertvolle zeichnet diesen vielseitig begabten und gebildeten Schriftsteller aus, eine große Arbeitsfreude im Verein mit reichen produktiven Kräften lassen für die weitere Entwicklung des erst Dreißigjährigen, die in erster Linie auf das Gebiet des Romans und der Novelle hinweist, viel Gutes hoffen.

Der singende Bronnen

Ich weiß einen singenden Bronnen. Von Quadersteinen, uralt, schwer und gewuchtig . . . Rissiggrau ruht seine runde Gestalt abseits im Schloßhof.

Er rauscht und gluckst mit heimlichen Lachen; weiß er doch süßbange, träumende Sachen aus goldenen Zeiten, der alte Geselle mit dem freundlichen Gesicht voller Runzeln und Falten.

Der Nachtigall heißes Liebesverlangen, das durch die duftenden Büsche perlt in weichen Abendlüften, ein später Amselsang hat sich darin verfangen. Und dem horchenden Ohr klingt es vernehmlich, Liebessehnsucht, Liebesglück . . .

Ein wilder Rosenstrauch hängt über ihm . . . Blaßrosa leuchten die Blütenaugen und schauen lieb und traut den singenden Bronnen an. Und der alte Gesell lächelt

so schelmisch. Altgrüner Efeu klammert sich in seinen Fugen mit zähem Halt, schmiegt sich zärtlich und schmiegsam an ihn an, liebkost streichelnd seine Wangen. Und der alte Geselle läßt es sich wohl gefallen.

Dabei steht eine uralte Linde. Wer war früher da, der singende Bronnen oder die Linde mit vielen Runzeln in fasernden Bast? — Der singende Bronnen zuckt ein wenig mit der Achsel. Wie kann man nur so fragen! — Wer könnte älter sein als er, der singende Bronnen! —

Und im dürren Geäst der windzerzausten Linde schmetterts und jubelts im flötenden Chor kleiner, liebzwitschernder Vogelstimmen. Der singende Bronnen hört zu, als ob er keinen Ton vermissen dürfte . . . Wiegt nachdenklich das graue Haupt . . . Seine Augen sind traumwach . . . Er kann es besser. —

Die Tauben rucksen im träumenden Schloßhof. Die Sonne liegt mit goldigem Fittich auf dem alten Gemäuer. Sie spinnt Fäden, lange, güldene, wie Seide so zart und licht aus dem Spinnrad einer Prinzessin. Und die blonden Strähnen verdichten sich, vermaschen sich zu einem großen Gewebe . . . Ein Bild . . . ein Gedicht . . . ein Traum . . . mitten im Leben, mitten am lichtdurchfluteten Tag.

Der Bronnen singt, atmet und duftet nach Heimat, nach deutscher Heimat. Thüringens Sonne leuchtet über ihm. Von ferne rauscht es wie mit leisem Flügelschlag aus den gewuchtigen, hochstrebigen Wäldern. Leise Winde spielen, haschen sich mit Necken und Kichern, bald verträumen sie horchend an den Ecken der steingefügten Häuser angelehnt.

Und der singende Bronnen träumt. Er schläft wie du und ich in sternheller Nacht, am lichtsonnigen Tag um die Zeit der Mittagshöhe.

Er weiß ein Märlein zu plauschen und zu rauschen, wenn die Wasser springen voll bittersüßen Erinnerungen, murmeln, zurückdenken an entdämmerte Zeiten voll Rosengold, voll Frauenlachen . . . Wie das Glöcklein ruft zur Zeit der Abendmette.

Seelchen kommen zur Nacht und blinken im silbernen Mondschein.

Sie heben ihre weichen Flügel so sacht, setzen sich auf des singenden Bronnens Rand und lachen und plauschen, raunen und flüstern. Necken den träumenden Bronnen mit kitzelnder Feder an der scharfgebogenen Nase. Der schüttelt sich im Traum. Und die Seelchen haben ihre Freude daran.

Zu arg haben sie's getrieben in übersprudelnder Lustigkeit. Der singende Bronnen erwacht. Er stellt sich aber so, als ob er schliefe, und blinzelt verstohlen mit schelmischem Gesicht unter den langen Augenlidern hervor. Er horcht, was die Seelchen raunen und plauschen.

Alles ist Liebe, alles ein Traum, ein Gedicht, süß und warm, berückend, verzaubernd . . . So, wie wenn der Dichter spricht.

Das Edelfräulein kam zur Nacht . . . Hat der Liebste gescherzt, hat der Liebste gelacht? — Oder der singende Bronnen? —

Liebesgeflüster, kosende Worte . . . Des Wächters Horn . . . Husch, auf und davon. War es ein Traum? — Dort leuchtet noch ein weißes Gewand . . . Hier klirrt ein Sporn. Der singende Bronnen, der alte Geselle, lacht.

Er äugt hinüber zur Burg. Wie, noch Licht? — Wer sinnt, wer arbeitet noch zu so schlafzeitender Nacht? — Ein Schatten . . . Er naht sich dem Fenster . . . Lange sinnend . . . Dann tritt er zurück . . . Flackerndes Licht, Huschen und Haschen . . . Armbewegungen malen sich an der Wand . . . Sind es zwei Schatten? — Ein Ruf, ein Wurf, ein Knall . . . ein schwarzer Tintenfleck an der Wand.

Hat der singende Bronnen recht gesehen? — Nachtgespenster im Morgengrauen? — Schon reckt sich der junge Tag zum Gang über die alte Welt.

Stampfen der Rosse, feuriges Wiehern, ungeduldiges Scharren . . . So zog man zur Jagd aus oder in den blutigen Streit. Und die Landgräfin saß auch auf schneeweißem Zelter, auf der Rechten den verkappten Falken. Oder sie stand dabei, hob das Jüngste in die Höhe, dem bärtigen Vater zum letzten Kuß.

Das alles weiß der singende Bronnen zu rauschen und zu plauschen.

Wenn dir nicht graut

Wenn dir nicht graut, so küsse meine Lippen
zum letzten Mal, wenn ich gestorben bin,
und sinke, blaue Veilchen in den Händen,
an meiner Totenbahre betend hin.

Leg mir aufs Herz die schlichten Frühlingsblumen,
die du mir brachtest einst als ersten Strauß,
Lenzboten deiner herben stolzen Liebe,
zur Reise in mein todestraurig Haus.

Küß meinen Mund! — Ich werd' die Küsse fühlen,
noch wenn ich längst im tiefen Grabe ruh —
Wenn dir nicht graut, so küsse meine Lippen,
küß mich noch einmal, wenn ich tot bin — du! —



Gib und Gewinn

Das ist nicht dein, du hast es schon verloren
und ewig wirst du es beweinen,
was du im Leben einmal nur geboren.

Als einz'gen Ausweg weiß ich nur den einen:
Gewinn dir Freiheit, Mut und Kraft,
den Weg zu nehmen an den Opfersteinen!

Gib auf und opfre, was dir Freude macht!
Dann wirst du es mit frohen, freien Sinnen
im ew'gen Reich des Geistes neu gewinnen.

Selbstopferung

Willst du aufwärts, wie der Adler
stürmend zu der Sonne fliegt,
sei dir selbst der strengste Tadler,
der den kleinsten Fehler rügt!

Willst du auf die hohen Berge,
übe dich mit vielem Schweiß!
Aus dem Land der Menschenzwerge
bringt dich nur ein starker Fleiß.

Neide nicht, wenn andre trinken,
schwelgen bei dem üpp'gen Mahl!
Laß, sie werden ewig hinken
in dem dumpfen, engen Tal.

Wahrlich, leiden und entbehren,
wenn das eigne Glück zerreißt,
für die Menschheit sich verzehren,
das kann nur ein großer Geist.

❀

Gottsucher

Ihr sucht das Höchste und das Tiefste,
ihr sucht das letzte Geheimnis . . .
Hunger ist es,
Hunger nach Ewigem,
was euch zum Suchen treibt.
Sehnsucht fühlt eure Seele,
Heimatssehnsucht nach dem Sternenlande.
Und was ihr sucht und wo ihr flucht,
und wo ihr lacht und nichts vollbracht,
und was euer Gebet und euer Spott,
es ist nur eins:
Ein Schrei nach Gott! —
Ihr Narren, ob ihr wütend tobt,
ihr Narren, ob ihr rühmend lobt
und euch gebärdet wie ein Kind:
Könige, die doch Bettler sind! —
Ihr sucht den Gott,
als ob er euch noch fehle? —
Ich habe ihn
in meiner tiefsten Seele! —

❀

Gottfinder

Es ist Nacht,
dunkelschweigende Nacht.
Und eine Seele klettert empor
zu der Sterne seligem Chor
auf des Glaubens starksichrer Leiter
und viel, viel weiter . . .

Es ist Not,
blaß — tiefäugige Not.
Und eine Seele arbeitet sich frei
durch des Dorngestrüpps Zerrerei
mit letzthöchster Kraft eines Riesen
auf die sonnigen, weichen Wiesen.

Es ist Angst,
heißerglühende Angst.
Und eine Seele nimmt in Gedanken
eine andre zum Wandern mit.
Und sie treten frei von Schranken
vor Gottvaters freundliches Angesicht.

Es ist Freude,
bräutlich brennende Freude.
Und eine Seele trinkt Lebensfeuer,
aus Gott flammendes Lebensfeuer,
da die geheimen Brunnen singen
und das Herz will vor Freude zerspringen.

Es ist Hochgezeit,
heiljubelnde Hochgezeit.
Und eine Seele tief Atem holt.
Sie betet in stillschweigenden Stunden,
sie hat sich selbst
und mit sich selbst
in sich Gott — Geist gefunden.

Heinrich Vogel

Heinrich Vogel wurde am 9. April 1879 in Stettin geboren. Er besuchte das Seminar in Pölitz und war Lehrer auf dem Lande in Hinterpommern. Seit 1904 lebt er in Stettin. Vogel machte größere Reisen nach England, Frankreich, Nord- und Südeuropa. Er zog 1914 als Freiwilliger in den Krieg und war als Soldat in Frankreich, Polen, Rumänien und Italien. Bei Soissons wurde er 1918 verwundet. Er lebt gegenwärtig als Mittelschullehrer in Stettin. Vogels bevorzugtes Stoffgebiet beim Schaffen ist das Wunderbare im Wirken der Natur und im Menschenleben. Hier geht er ganz eigene, unbetretene Wege. Sein 1909 bei Alfred Janssen, jetzt Westermann, erschienener Roman „Das Schiff in der Flasche", in dem er seine Reise mit dem Klabautermann ins Phantasieland reizvoll schildert, ist in einer originellen, sehr bilderreichen Sprache geschrieben und spiegelt die reiche Erfindungsgabe und das fein organisierte Innenleben seines Schöpfers. Das bedeutende und sehr eigenartige Buch verdiente es, in weitesten Kreisen bekannt zu werden. Vogel veröffentlichte außerdem Novellen, Skizzen, Märchen und Gedichte in verschiedenen Zeitschriften. Eine feine, stille, zurückgezogene Natur, lebt Vogel in einer Welt für sich. Charakteristisch für ihn sind seine Lieblingsschriftsteller E. Th. A. Hoffmann, Allan Poe, die ihm wesensverwandt sind, Grimm und Andersen, denen sich seine dichterische Eigenart ebenfalls zuneigt, so widerspruchsvoll das auch jemand, der Vogel nicht kennt, auf den ersten Blick erscheinen mag. Seine Verehrung gehört Goethe und Hebbel. In seinen Mußestunden beschäftigt er sich mit Naturkunde und Philosophie.

Mein Maat

Ich trieb auf diesem Lebensmeer
im kleinen Schiff die kreuz und quer
so wie es eben fiel.
Und ohne Zweck und Heimatsport
und ohne Klang und Freudenwort
war ich des Windes Spiel.

Da kam mir ein Gesell an Deck,
ein fixer Kerl und frisch und keck.
Der ließ sich keine Ruh.
Er lief nach luv und lief nach lee
und sah nach Wetter, Wind und See
und pfiff und sang dazu.

„Kaptän, der Wind springt um nach West!
Kaptän, ich mach die Segel fest!
Kaptän, wie läuft das Schiff?"
Da mußt ich wohl, da faßt ich Mut
und sah nach Kompaß, Kurs und Flut,
die Hand am Steuergriff.

Vorwärts! Durch Sturm und Wogenbrand!
Schon winkt uns das ersehnte Land
verheißungsvoll im Blau. —
Das dank ich dir, mein kleiner Maat,
erneute Lust zu frischer Tat,
dir dank ichs, liebste Frau!

❀

Der Goldregen blüht

Der Goldregen blüht,
und es leuchtet und glüht
in dichtgedrängten gelben Trauben
an silbergrauen Säulenlauben,
an Bogen und Pfeilern im Buchendom
in Blütengewinden von Gold und Chrom.

Aus blauen Fenstern strömt's hernieder,
erglüht im Dämmerschatten wieder
und bricht sich auf dem grünen Rasen
in tausend blitzenden Topasen.
Zerstäubt, zerschellt zu Flammengarben,
ertrinkt der Tag in Licht und Farben.



Der Mann, der wieder lebendig wurde

Wann, wie, wo er gestorben war, das ist schließlich gleichgültig. Genug: er war tot. Der Arzt hatte ihn untersucht, befühlt, beklopft, ins Auge geleuchtet, Herz und Lunge abgehorcht: tot, mausetot! Amtssigill und Unterschrift. — Leichenhaus.

Eigentlich hatte er sich das Totsein etwas anders vorgestellt. Er hatte gemeint, es müsse mit einem Schlage alles aus und dunkle Nacht werden. So war es nun doch nicht. Zwar der Körper lag starr und steif, aber die Gedanken, die arbeiteten weiter, arbeiteten vielleicht noch schneller als je im Leben und würden wohl erst ganz aufhören, wenn die Zellen im Gehirn auseinanderfallen. Das hat natürlich keiner vorher wissen können. Und das hätte wohl auch niemand gedacht, daß das Ohr noch hören und das Auge noch sehen kann, wenn der Leib schon tot ist.

Das linke Auge war nur halbgeschlossen, und so konnte er deutlich die Gegenstände im Raume unterscheiden. Und das Ohr vernahm immer noch das Rufen, Rennen,

Hasten, Jagen da draußen, das Wutgeheul der Bestie, die ruhlos an den Mauern auf- und niederschritt und gierig die Pforte beschnüffelte, durch die ihr die sichere Beute entgangen war. Leben hieß die Bestie, und ein Menschenalter hatte er mit ihr gerungen. Nun war der Kampf zu Ende. Und er war obgelegen.

Ja, obgelegen! Denn dieser elende Kadaver, den das Leben durch den Kot gezerrt, zerkratzt, zerschunden und zerbissen hatte, dieser verhungerte Körper, das war doch nur der Panzer, der den eigentlichen Kämpfer, seine Seele, schützend umgab. Die aber war heil und ungemindert aus dem langen Ringen hervorgegangen, und niemals hatte die Bestie Leben auch nur einen Schimmer davon erwischt. Obgelegen!

Da schlürfen Schritte, Schlüssel klirren. Ein ältlicher Mann kommt herein, geht suchend an den Toten vorbei, bleibt vor dem Unbekannten stehen, sieht ihm prüfend ins Gesicht, hebt ihn auf und trägt ihn über viele Stufen in einen andern Raum.

Wozu denn das? Was will die Bestie noch von ihm? Das Gesichtsfeld des einen Auges ist nur klein und dem Erkennen ungünstig. Doch so viel merkt er schon, daß es ein großer Saal sein muß, in den man ihn gebracht hat. Hinten steigen Sitzreihen empor. Näher dem Auge schieben sich die Schattenrisse weißgekleideter Männer über das Blickfeld. Sie scheinen einen Lichtschirm aufzustellen und hantieren dann an einem Instrumente, das wie ein Kinematographenapparat aussieht. Sie schrauben an den Messinggewinden, setzen Linsen ein und Spiegelplatten, befestigen die Leitungsdrähte, lassen zur Probe einen hellen Lichtstrahl herauszischen und schieben zuletzt den ganzen Apparat dicht an den Tisch heran, auf dem der Tote liegt. Da ist ihm jeder Ausblick versperrt, und nur noch mit dem Ohr vernimmt er, daß sich der Saal mit Menschen ganz gefüllt haben muß. Ihre Stimmen schwirren durcheinander, und deutlich unterscheidet er das Klirren chirurgischer Instrumente, die man neben ihn auf die Marmorplatte des Tisches legt, das Schurren der Gläser und das Glucksen von Flüssigkeiten, die man abgießt. Da weiß er nun, wo er ist. Im Seziersaal ist er, und gleich werden sie anfangen, ihm den Leib zer-

schneiden, die Eingeweide durchwühlen, Herz und Nieren beschaun. Angenehm ist die Aussicht nicht. Doch wenn der Löwe sich vom Mahle erhoben hat, dann kommen die Geier und Hyänen herbei und zerren an den Überbleibseln. Mögen sie's immerhin tun! Wenn sie auch Herz und Nieren öffnen, den großen Schatz finden sie da nicht. Aus Darm und Magen lesen sie ihm kein Erlebnis heraus, und keine Pinzette kann ihm rauben, was er als Beute aus dem großen Kampf in den Zellen des Gehirns niedergelegt hat. Immer schneller zerfällt das Gewebe. Immer raschen bauen sich die Moleküle ab: Und wie sie auseinanderfallen, da glänzen nach und nach in immer schnellerer Folge alle Schätze empor, die dort verborgen waren: Gefühle und Vorstellungen, Wünsche und Erfüllungen, Leiden und Freuden, Haß und Liebe. Und recht wie ein König in seinem Schatzhause, der sich freut an ungemessner Pracht, sieht er die lange Reihe an sich vorüberziehn, sieht sie aufleuchten, verblassen und hinübergehen ins sichere Land der Vergessenheit. . . .

Dann muß wohl der Professor gekommen sein. Er sieht ihn nicht. Doch hört er hinter sich seine Stimme. Er spricht von der Einheit der Kraft und vom Mechanismus der Seele. Lauter bekannte Sachen. Erinnert daran, daß sich Wärme in Bewegung, Bewegung in Elektrizität, Elektrizität in Licht und rückwärts wieder Licht in Elektrizität, Bewegung, Wärme umsetzen kann, daß Energie niemals vernichtet, höchstens verwandelt wird und daß, wenn ein Lichtstrahl das Auge trifft, der Reiz zum Hirne weitergeleitet und dort eine Disposition geschaffen wird, die in irgend einer Weise doch dem äußeren Vorgange entsprechen muß. Die ganze Sache wäre so mechanisch, daß man sie recht gut mit einem Phonographen vergleichen könne. Da treffen die Schallwellen auf die Membran, die Membran wird in Schwingungen versetzt, und der Stift, der daransitzt, gräbt flache oder tiefe Furchen in die Aufnahmeplatte ein. Wenn dann umgekehrt die Aufnahmeplatte gedreht wird, muß der Stift, der doch den Furchen folgt, wiederum die Membran und diese die Luft in Schwingungen versetzen, so daß zuletzt doch derselbe Klang entsteht, der vorher die Furchen auf der Platte gezogen hat.

Und wenn nun wirklich diese Hartgummiplatte dem Gehirn entspräche, die Membran dem Sehorgan: muß dann nicht, wenn jene im Gehirn niedergelegte Kraft entfesselt und rückwärts durch den Sehnerven ins Auge geleitet werden könnte, muß dann nicht auf der Netzhautfläche dasselbe Bild erscheinen, das jene Disposition früher einmal geschaffen hatte?

Dr. Billes geistvolle Untersuchungen hätten den Weg gezeigt, wie alle im Gehirn niedergelegten Vorstellungen wieder in Sinnesreize zurückverwandelt werden können. Professor Schimonokama von der Universität Tokio habe, darauf weiterbauend, seine berühmte biochemische Flüssigkeit erfunden, die eben die Auslösung der Energie bewirkt, Sir James Burns, dem die Wissenschaft schon so viel verdankt, habe schließlich das Psychoskop konstruiert, dieses wunderbare Instrument, mit dem man alles, was ein Mensch in seinem Leben jemals gesehen hat, aus dem Gehirn herausholen und, aller Augen sichtbar, auf dem Kinofilm nachbilden kann. Er wolle das seinen Zuhörern sofort zeigen.

Mit grenzenloser Verwunderung hat der Tote dem Redner zugehört. Will man etwa gar an ihm die neue Erfindung probieren? Da nimmt auch schon der Gehilfe die Knochensäge vom Tisch, schneidet ihm mit sicherer Hand das Schädeldach ab und legt das Gehirn frei.

„Ein prachtvolles Gehirn!“ sagt der Professor, „und mächtig entwickelte Sehsphären! Der Mann muß ein echter Augenmensch gewesen sein! Ein ganz großartiges Objekt! Und nun, bitte, die Maske und das Psychoskop!“

Er reicht einen kleinen Kasten herüber, der mit Linsen und Gläsern versehen ist und den sie dem Toten aufs linke Auge schnallen wollen. Da sehen sie, daß es nur halbgeschlossen ist, fürchten, es könne verletzt und zum Versuche nicht geeignet sein. Da heben sie dann das rechte Lid, schneiden es mit einer Schere ab und machen darauf die Maske fest, die durch elektrische Drähte mit dem Psychoskop, eben diesem Apparat, der ihm die Aussicht versperrt hatte, verbunden wird.

„Nun ein paar Tropfen von Schimonokamas Flüssigkeit auf das Gehirn und den Strom einschalten!“

Der Apparat fängt sogleich an zu surren, während die ätzende Flüssigkeit sich tief in die Hirnzellen hineinfrißt und die darin aufgespeicherten Kräfte wirksam macht.

Da steigen dem Toten in rascher Folge wieder Erinnerungsbilder auf:

Ein Bahnwagen. Schnitter, Arbeiter, Kinder und säugende Mütter. Der Schaffner. Säcke, Kisten, Sensen. Die Menschen reden, rauchen, spucken. Merkwürdig, daß gerade dieses Bild sich ihm aufdrängt. Ist das schon eine Wirkung der biochemischen Flüssigkeit? Er hatte niemals daran gedacht. Nun aber erinnert er sich auf einmal auch an alles, was vorangegangen war, wie er in aller Eile den Zug gerade noch erreicht und in den ersten besten Wagen gesprungen war, wie er sich so lange im Walde aufgehalten und dies und jenes erwogen hatte — das alles kommt ihm jetzt so klar und deutlich wieder ins Bewußtsein, als erlebe er es in Wirklichkeit.

„Halt!" sagt der Professor, „und nun, bitte, das Licht ausdrehen!"

Einen Augenblick ist es ganz dunkel im Saal. Dann aber schießt aus der Linsenöffnung des Psychoskops ein heller Strahl heraus, und wie in einem Kino sieht der Tote — denn das linke Auge ist ja unbedeckt — auf dem Lichtschirm hinten an der Wand den Wald, den Bahnhof, den heranbrausenden Zug, das Treiben im Wagen, alles, was er damals erlebt, was er eben erst wieder durchdacht hatte, das bildet sich, allen Anwesenden sichtbar, bald schattenhaft, bald deutlich erkennbar, zeitweilig von huschenden Trübungen verwischt, aber sonst doch so wie es sich zugetragen hatte, regelrecht auf dem Lichtschirm ab.

„Das ist eine ganz wunderbare Erfindung, dieses Psychoskop!" denkt der Mann, der seine Seele der Bestie entrissen hat und im nächsten Augenblick: „Ein ganz gemeines Instrument! Die größte Gemeinheit des Jahrhunderts! Was ich als eigensten Besitz ansah, das wird hier wider meinen Willen dem gaffenden Publikum vorgesetzt. Dann könnten sie ja mein ganzes Leben mir aus dem Gehirn zurückholen.

Gemeinheit! Gemeinheit! Das größte Verbrechen, das die Welt erlebt! Hat denn keiner von euch Affen

da so viel Anstand im Leibe, daß er dem verbrecherischen Professor ins Handwerk fährt? Springt keiner auf, der das Ding zerschlägt?“

Niemand springt auf. Niemand achtets einen Raub an dem Toten. So heiliger, eigenster Besitz ist dies doch nicht. Denn was er da einmal gesehen und erlebt hat, das haben hundert andre Augen auch gesehen. Nicht was der Mensch erlebt, wie ers erlebt, das ist sein Eigenstes! Welche Gefühle sich regen, welche Verbindungen die Vorstellung knüpft! Das aber wird kein Psychoskop jemals an die Wand werfen können. Nein, er kann ganz ruhig sein, es lohnt sich nicht, sich noch im Tode darüber aufzuregen.

Merkwürdig, etwas Ähnliches sagt der Professor auch, der nun, nachdem es wieder hell geworden, in seinem Vortrage fortfährt:

„Sie haben gesehen“, so etwa spricht er, „wie das Burnsche Psychoskop arbeitet. Sie werden zugeben, daß es einen gewaltigen Fortschritt für die Wissenschaft bedeutet. Sie werden aber nicht verkennen, daß es eigentlich doch nur ein kleiner Teil des Seelenlebens ist, der damit reproduziert werden kann. Nur Vorstellungen, wie sie sahen, nur Gesichtsvorstellungen. Und selbst, wenn es gelänge, auch die andern Sinneseindrücke wieder aufleben zu lassen, Gehör-, Tast-, Geschmacks-, Geruchsempfindungen, — und theoretisch ist mit der Möglichkeit durchaus zu rechnen — selbst dann ist immer erst ein Bruchteil der Seele reproduzierbar. Denn das Leben der Seele gipfelt doch in den Gefühlsbewegungen und Erinnerungsvorstellungen, die den Sinneseindruck begleiten. Erst dann, wenn es gelungen ist, auch Gefühle und dunklere Vorstellungen den andern wahrnehmbar zu machen, erst dann können wir sagen, daß die Seele des Individuums auch nach seinem Tode der Mitwelt gehört, ja dann erst völlig sicher und in allen ihren Schwingungen.

Das aber, meine Herren, — der Professor sagte es mit erhobener Stimme — ist uns jetzt gelungen. Professor Neumeister hat Schimonokamas Flüssigkeit verbessert, und ich selber habe einen Apparat konstruiert, dessen Einzelheiten ich Ihnen zwar noch nicht verraten darf, an

dessen Wirkung Sie aber noch heute sehen werden, ob ich etwa zuviel versprochen habe."

Atemlose Stille herrschte im Saal. Ein neues Instrument wurde herangerückt. Wieder schraubte man an Linsen und Spiegeln, klemmte Drähte ein und ließ die kleinen Rädchen schnurren. So sehr bösartig sah das Ding gar nicht aus. Dann ließ der Gehilfe wieder ein paar Tropfen auf das Gehirn fallen. Das mußte die Neumeistersche Flüssigkeit sein. Die fraß noch ärger als die andre. Und wahrlich, es lohnte sich zu schürfen, wo sie angriff. Denn an dieser Stelle gerade hatte sich alles niedergeschlagen, was seinem Leben Maß und Wert gegeben. Da gerade lagen die Schätze aufgespeichert, die er wie ein König eben gemustert hatte und die er mithinübernehmen wollte in die Ewigkeit.

Wollte? — Mußte! Konnte, durfte er denn etwas mitteilen von diesen innersten, heiligsten Schätzen? Von Wünschen und Wonnen, Taten und Träumen, die er auch seinem besten Freunde niemals anvertrauen, die er sich kaum selber hat eingestehen können. Und dieses Allerzarteste, Allerheiligste, dies ganz unschätzbar Wertvollste seiner selbst, das sollte nun der blöden Menge ausgeliefert, mit frechen Griffen in die Öffentlichkeit gezerrt, begafft, belacht, bemitleidet und niemals doch verstanden werden. Nein, das darf, das soll nicht sein!

Schon aber fing die Maschine zu surren an. Der weiße Lichtstrahl sprang heraus. Und dann: Da stand sie splitternackt vor allen Leuten auf dem Lichtschirm an der Wand, die er so lange ängstlich gewahrt, die vor der Bestie zu retten er in den Tod gegangen war, mit Lust und Leiden, Lieben und Hassen, mit Plänen und Taten: seine Seele!

O Schmach, o Scham, o furchtbare Qual! Verrat am Allerheiligsten und schlimmer als Mord!

Und so geschah es, das Nieerhörte: Scham und heiligster Zorn zwangen das schon entflohene Leben wieder in die starren Glieder zurück. Auf sprang der Tote mit Gewalt, klirrend fielen Flaschen, Messer. Die Menge aber, von Furcht und Entsetzen ergriffen, drängte in wilder Flucht zum Saal hinaus.

Nun war er leer. Der Professor lag, vom Schreck getötet, am Tische. Neben ihm stand die Maschine, surrte geheimnisvoll und starrte mit runden Linsenaugen den wiedererwachten Toten an. Der schrie sie an: „Du sollst mir nicht mehr in die Seele glotzen!“, hieb mit der Knochensäge darauf los, schlug alles kurz und klein, zerbrach, zertrampelte das unersetzliche Wunderwerk: „Du sollst mir nicht mehr in die Seele glotzen! Du! Du!“

Dann verließ ihn die Kraft.

Hildegard Voigt

Die ernsthafte, tief veranlagte Künstlerin ist 1857 in Greifenhagen bei Stettin geboren, wo ihr Vater Kreisrichter war. Einige Jahre später wurde er nach Stettin versetzt, wo Hildegard Voigt ihre ganze Schulzeit verlebte und mit ihren beiden Schwestern eine dauernde Heimat fand. Ihre Mutter verlor sie früh, den Vater im Jahre 1900. Ihre schriftstellerische Tätigkeit, die im Lauf der Jahre einen immer größeren Umfang annahm, ist aus gelegentlichen Dichtungen zu Wohltätigkeitszwecken hervorgegangen. Die „Frauen-Rundschau", Berlin, und die „Ostseezeitung und Neue Stettiner Zeitung" veröffentlichten die ersten Skizzen und Novelletten von Hildegard Voigt, in denen sich ein tiefer grüblerischer Ernst mit scharf realistischer Beobachtung und poetischer Sprache zu eigenartiger Wirkung vereinte. Die „Deutsche Romanzeitung" brachte größere Arbeiten, „Amtsrichter Flith", den Roman „Dryade" und einige Novellen zum Abdruck. Eine starke dramatische Ader schlägt in Hildegard Voigt. Ihr einaktiges Märchenspiel „In Knecht Ruprechts Werkstatt" fand in Wilhelm Kienzl einen meisterlichen Vertoner (Verlag der „Musikwelt", Berlin-Lichterfelde) und ging über zahlreiche österreichische Bühnen. Ihrem einaktigen Kriegsbild „Feldgraue Weihnachten" erbauten die Feldgrauen 1915 eine eigene Festspielhalle in der Nähe von Reims. Im April 1917 wurde ein dreiaktiges Schauspiel, „Das Pfarrhaus zu Tuchthagen", im Stettiner Stadttheater aufgeführt, in dem ein tief tragisches Motiv mit packender dramatischer Lebendigkeit gestaltet wird und das durch köstlich beobachtete Einzelszenen (die Verhandlungen des bäuerlichen Gemeindekirchenrats) die realistische Schilderungskunst und den satirischen Humor der Verfasserin in das hellste Licht stellt.

Als Lyrikerin ist Hildegard Voigt eine Erscheinung voll herben Ernstes und verhalten tiefer Leidenschaft-

lichkeit. In dichterisch schöne Bilder sind ihre gedankentiefen Aphorismen geprägt. Im „Norddeutschen Verlag für Literatur und Kunst“ erscheint jetzt ein Gedichtband „Dornenkinder“, „X und andere Novellen“ und ein Band „Aphorismen“.

Heilige blaue Stunde

Wenn der Tag sinkt, wenn er leise und verstohlen schon einen heimlichen Handdruck mit der Nacht tauscht, die sich anschickt, ihren schleierumhüllten Thron zu besteigen, dann liegt ein wundersam beredtes Schweigen über der Welt, der arbeitsmüden, die sich zur Ruh ausstrecken möchte.

Alles atmet eine weiche Abschiedsstimmung. Himmel und Erde reichen sich die Hände im großen heiligen Alleinsgefühl.

Da senkt sich ein Leuchten von überirdisch schönem, sattem Blau auf alles Irdische, wie ein Gruß aus einer uns unbekannten, selten nur selig geahnten Welt, mit der uns ein leises Band verbindet, ein Band so traumhaft zart, daß unsre Erdenhand es nicht zu fassen wagt, an ihrem plumpen Griff würde es vergehen.

Ein tiefblauer Mantel legt sich um uns, er spiegelt sich in unsren Augen, in allem, was uns umgibt. Die silberne Kanne vor uns, der Ring am Finger spiegelt ihn wider, den blauen Schein, den keine andre Tagesstunde kennt, als nur die Eine, da der Tag sich zum Sterben rüstet.

Heilige, blaue Stunde, wie liebe ich dich!

Ich wage es nicht, ein künstliches Licht zu entzünden, das dir wehtun, dir den Tod bringen müßte.

Ich trinke deine Schönheit wie Musik, wie einen Gruß von oben. Einen Gruß, den ich verstehen muß, weil er wortlos ist, ein verhallender Sphärenklang, der des scheidenden Tages Seele in die Ewigkeit hinübertragen

will, in die große Harmonie, in der es kein Fragen, kein Antworten, nur ein großes Verstehen gibt.

Heilige, blaue Stunde, du kennst kein Grollen, kein Hadern. Liebendes Lächeln liegt in deinem Schein über allem, was dein Atem streift. Wie ein Versöhnungsahnen geht es von dir aus. Und es ist, als ob die Zeit den Atem anhielte, um etwas von der Hoheit deines Wesens in sich aufzunehmen. Du kennst keinen Kampf, du bringst den Frieden. In deinem Schein lösen alle Linien sich zur Weichheit, können Todfeinde sich die Hände reichen, werden alle eins, löst alles Ich-sein sich.

Geheimnisvoll verschleiertes Werden empfängt und schafft Zukünftiges.

Heilige, blaue Stunde, in dir findet die Seele ihre Heimat, die arme, irrende Menschenseele, die auf der Wanderschaft ist, seitdem sie zum Bewußtsein ihres Seins kam.

In dir kann sie ausruhen, meine irrende, müde Seele.

Ich danke dir dafür, du heilige, blaue Stunde.



Das Märchen vom goldenen Seil

Als der Herrgott im Himmel sah, daß der aus dem Paradies vertriebene Mensch unter seiner Erdenlast zusammenzubrechen drohte, da jammerte ihn seine Not. Und er sandte einen Engel mit einem goldenen Seil hernieder, das mußte er an das verzagende Menschenherz anknüpfen.

Das Seil hieß: die Hoffnung.

Tausend und abertausend Fäden gehen von ihm aus, und jedesmal, wenn ein Menschenkind auf Erden geboren wird, schlägt ein feines Fäserchen vom goldnen Seil der Hoffnung Wurzel in seinem Herzen. Und dadurch bleibt der Mensch mit dem Himmel verbunden.

Droben aber hält der Engel das Seil in seiner linken Hand, und leise liebkosend rührt er es mit seiner Rechten, wenn er einen Menschen im Leid verzagen sieht.

Dann geht ein wundersam leuchtendes Klingen von dem Seil aus, und der Strahl der Hoffnung senkt sich in das Menschenherz.

Über das Antlitz des Engels aber geht ein seliges Lächeln, davon liegt auch ein stiller Abglanz im Auge des Menschen, der im Hoffen Kraft gefunden hat zu neuem Dulden.



Gebet

Der du dies Doppeldasein hast gegeben,
dies heilig unheilvolle Menschenleben,
enträtsle, Gott, auch sein Geheimnis mir!
Sieh, tief in Staub gebeugt knie ich vor dir.

Wie lastet drückend deiner Gabe Bürde,
die stolze, ach so morsche Menschenwürde,
zu hoch zum Kriechen und zu matt zum Flug.
Gebiete Halt, Gott! Sprich: Es ist genug!

Du kennst des Herzens Höhen, wie die Tiefen.
geheimste Wünsche, die verborgen schliefen.
Sieh, tief gebeugt im Staub knie ich vor dir,
was rein, was unrein, scheide du in mir!



Deine Hand

Ich hab mein Glück in deine Hand gegeben,
und zitternd schlossest du es heimlich ein.
Es ruht in deiner Pulse heißem Beben
geborgen wie in einem Heiligenschrein,

Ich hab mein Glück in deine Hand gegeben!
Aus deiner Hand nahm ich mein Frauenlos.
Die Wert der Ewigkeit gab meinem Leben,
dieselbe Hand gab ihm den Todesstoß.

Der Mond

Durch Wolken scheinst du,
und Herzen einst du,
die bang geschieden,
Bettler um Frieden!
Wollest sie trösten,
die Unerlösten,
die still Verzagenden,
die Ketten Tragenden.
Durch Wolken scheinst du,
Licht-Tropfen weinst du.



Saatgrün und Jungwind

Über die Saat streicht der blutjunge Wind,
neckt sie, versteckt sich wie spielendes Kind;
und sie duckt, ihrem wilden Genossen
lieblich zu Willen, die zartgrünen Sprossen.

Hält er dann atemlos inne im Lauf,
richtet behutsam sie wieder sich auf,
guckt wie ein Neugier im saftgrünen Haus
über die eigenen Härchen hinaus.

Verkroch er schläfrig sich abends zum Traum,
liegt ihr's wie Tränchen auf zartgrünem Flaum.
Aber die Kindertränen und -Sorgen
fliehn vor dem ersten Windhauch am Morgen.

Was er an würzigem Duft da errafft,
gibt ihm zum Tagwerk die frischfrohe Kraft.
Saatgrün und Jungwind mögen sich leiden,
sind auf sich angewiesen die Beiden.

❁

Mittagsruhe

Flimmernd ruht der Strom wie schlafend,
wie im Traum die Wolke schwebt,
kaum ein Lufthauch rührt die Wälder,
und der Fels starrt glutdurchbebt.

Rund durch das geweihte Schweigen
zieht wie ein Gelübde heiß
zukunftszitternd neues Werden,
um das nur der Schöpfer weiß.



Sonnenblumen

Ihr schaut aus ernsten Augen
und braun ist eu'r Gesicht,
das rahmen goldne Blätter,
wie Sonnenstrahl so licht.

Nicht schmückt ihr stolze Gärten,
gepflegt von kundger Hand,
ihr lebt vom Tau des Himmels
auf Kehricht und auf Sand.

Und wo im Straßenstaube
sich Barfußkinder haun,
da guckt ihr Sonnenblumen
am liebsten übern Zaun.



Ahnen

Noch ist der Sommer auf der Höhe,
doch sinkt schon Laub gelb um mich her,
wie leise mahnendes „Vergehe!“
Es naht der Herbst sich früchteschwer.

Wie Ahnen zittert's durch die Seele
in schmerzerfüllter Gegenwart,
daß nach der Unrast, Angst und Fehle
ein Erntetag voll Frieden harrt.

Herbst

Gebeugt tief die Häupter
so schreiten sie her,
die littauschen Braunen.
Das Joch lastet schwer.

Der Himmel spannt droben
ein eintönig Grau.
Der Herbst ruft zur Arbeit
sein Odem weht rauh.
Er mischt in den herben,
jungfräulichen Hauch
der berstenden Schollen
vom Dorf her den Rauch.

Schwer atmet das Erdreich,
es dunstet der Plan,
tief wühlt ihn die Egge
mit eisernem Zahn.
Der Landmann lenkt sorgend
das schwere Gespann,
den Schweiß auf der Stirne
den Acker hinan.

'ne Krähe schaut ernsthaft
vom Meilenstein zu,
„'s ist heuer wie immer!
Die Klügste bist du!
du säst nicht, du eggst nicht,
verstehst nichts vom Fach,
der Bau'r und die Gäule
besorgen dein Sach'."

Die Krähe am Feldrain
wippt nur mit dem Schwanz.
„Auf Wiedersehn, Bauer,
beim Erntefesttanz!"

❀

Bergmannslied

Gleicht das Leben nicht dem Bergmann,
der bestimmt ist, aus dem Dunkel
purpurroter Herzenskammer
alle Kräfte auszulösen,
die verborgen schweigend schlummern,
bis verwandter Ton sie weckt?

Winkt der Bergmann seinen Knappen:
„Auf, zur Hand nehmt euer Rüstzeug!“
da ergreift der Schmerz den Hammer,
wuchtig donnern seine Schläge,
daß die Funken jäh entsprühen
und ein klagend Echo aufstöhnt.
Und die Sorge nimmt die Säge,
langsam nur tut sie die Arbeit,
aber unaufhaltsam führt sie
zackges Eisen auf und nieder.
Da reckt sich der Hochmut aufwärts,
mustert mit geschürzter Lippe
eignen Schatten auf der Mauer,
riesenhaft sein Selbst vergrößernd.
Phantasie malt tolle Bilder
wie in wildem Spuk daneben!
Und die Sehnsucht spannt die Seile,
leiht dem Werkzeug Riesenkräfte,
macht zur Nähe fernste Weite,
zum Besitz das, was sie träumt.

Doch das Grubenlicht ist Liebe,
ohne sie wär Grabesnacht!
Wundersames neues Leben
ist geheimnisvoll erwacht.
Seltne Edelsteine flammen,
funkelnder Kristall erglüht,
und in tief verschwiegnem Schatten
märchenhafte Lust erblüht!
Goldne Lichter jagen, suchen,
einen sich in trunknem Glück,
und es werfen tausend Strahlen
nur ein einzig Bild zurück.

Grubenlicht, du bist die Liebe,
ohne dich wär Grabesnacht,
brennst am hellsten und am längsten,
wenn die Treue dich bewacht.

Schlagend Wetter ist der Jähzorn!
Wild entfacht im roten Blitzstrahl
spricht er der Vernichtung Sprache,
wenn sein Atem Donner kündet,
und zertritt in blindem Wüten
heilgen Fleißes goldne Frucht.

Bergmann, auf, an deine Arbeit!
Steig hinab in dunkle Nacht,
und befrei die goldnen Adern
aus des Herzens Purpurschacht.



Otto Voß

Otto Voß ist im Jahre 1879 geboren. Er besuchte ein Gymnasium in Stettin und studierte Philosophie und Philologie in Greifswald und Berlin. Seit 1907 wirkt er als Oberlehrer am König-Wilhelm-Gymnasium in Stettin. Während des Weltkrieges war er zuerst in Swinemünde in Garnison und dann an der Westfront. 1918 wurde er zum Studienrat ernannt. 1913 erschien sein erstes Buch, ein Band Gedichte unter dem Titel „Der Fährmann“ bei Bruno Volger in Leipzig. Ein starker, elegischer Zauber liegt über diesen von einem sensibeln Empfinden zeugenden Gedichten, die ein beträchtliches formales Können in dem erquickenden Wechsel selbstgeschaffener stets musikalischer Strophenformen offenbaren. Schwermütige Stimmung überwiegt. Auch abgesehen von dem bitteren und traurigen Erlebnis, das in weicher Klage oder trotziger Auflehnung zum Klingen kommt, findet diese grüblerische, für Dämmerungsreize in Natur und Leben besonders empfindliche und empfängliche Natur für Mollstimmungen den überzeugendsten Ausdruck. Neben dem leisen und feinen lyrischen Lied gelingen Voß großzügige, von hohem Gedankenflug zeugende hymnenartige Gedichte besonders gut. Während des Weltkrieges ist er mit einigen durch ihre originale Kraft unter der Fülle von Kriegsliedern auffallenden Gedichten hervorgetreten. Mittlerweile hat sich Voß, der gegenwärtig mit der Zusammenstellung eines neuen Bändchens „Gedichte und Gedanken“ beschäftigt ist, auch auf das dramatische Gebiet begeben und vor einem halben Jahr ein einstweilen noch unveröffentlichtes Drama „Hilde Brandt“ vollendet. Eine auch durch die Kriegsstrapazen empfindlich geschädigte Gesundheit ist die Ursache, daß er den Riß zwischen Wollen und Können zuweilen schmerzlich empfinden muß. Die Arbeitslast der Wochentage stempelt ihn, wie er mit Humor bemerkt, zum „Sonntagsdichter“.

Abendfahrt

Noch will der Tag nicht scheiden,
und schwer schon sinkt die Nacht;
nun ist im Streit der beiden
ein seltsam Graun erwacht.

Die Bahnzuglichter jagen
durchs Kraut in jäher Hast,
und hartaufstöhnend klagen
die Räder ihre Last.

O Herz, für solche Farben,
für solcher Klänge Laut
ward dir durch dumpfes Darben
ein Fühlen tiefvertraut!

Im Tal geht deine Reise,
und ist nicht Nacht noch Tag —
und bangend fragst du leise,
wo sie wohl enden mag.



Liebe

Nun auf deine lieben Wangen
süße Nacht herniedersank,
wie mein Herz im Glücksumfangen
überschwillt von Liebesdank!

Aller Wünsche Sehnsuchtsreise
findet heim in tiefer Ruh,
küssen meine Lippen leise
deine müden Augen zu.

Ausklang

So ging auch unser Glück zu Ende,
und unsre stillen Augen sehn,
wie alle Bilder blasser werden
und fern entgleiten — und vergehn —

So wie ein Tag, der sonnenmüde
in graue Dämmerung versank,
so wie ein Lied, das windverloren
im Echo stirbt am Bergeshang;

So wie ein Traum, den spät im Garten
ein Mädchen träumt mit bleichem Mund,
indes ein letztes Sichelsirren
herüberklingt vom Wiesengrund;

Nun schweigt auch das. Der Abend dunkelt.
Kühl sinkt die Nacht, eh sie's gemeint;
und langsam schreitet sie die Stufen —
und schließt die Tür — und kniet — und weint — —



Törichtes Sehnsuchtsherz . . .

Die Schiffe im Hafen
liegen verschneit,
die Wiesen schlafen
im Winterkleid.

Am Horizont
in trägem Flug
schrägübersonnt
ein Krähenzug.

Dort, wo die Ferne blaut,
früh eh der Herbst verflog,
am Meer im Heidekraut:
weißt du noch? — —

Windzerquält hafenwärts
kehrten die Segel ein;
törichtes Sehnsuchtsherz,
wann wirst du stille sein!



Meinem Vater

Es führt ein Weg am Waldesrand,
den ging ich an des Vaters Hand
in lichter Kindheitsstunde;
der Blumen Wuchs und Farben sehn
und Pflug und Sichel zu verstehn
lernt ich aus Vaters Munde.

Am gleichen Ort nach langer Zeit
gab ich dem Freunde das Geleit,
Lenzwind sang in den Bäumen;
wir redeten von Dichterruhm,
von Schaffensglück und Künstlertum
und stolzen Lebensträumen.

Und durch das sommerliche Land
mit der Geliebten Hand in Hand
bin ich den Pfad geschritten;
doch unsre Augen schweiften fern,
als suchten sie der Sehnsucht Stern
und hätten viel gelitten —

Und einsam heut den Weg entlang
tönt mir ins Herz ein Widerklang
von altem Glück und Leiden;
doch ohne Schmerz in tiefer Ruh
seh ich der roten Sonne zu,
wie sie sich neigt zum Scheiden.

❀

Bergpsalm

Ein wolkenloser, leuchtend-blauer
Sonntagnachmittag
im späten September.
Aus fahnenbunten Volksgärten schallt
noch einmal Musik und fröhliches Lärmen;
und weiter hinaus
den Weg ins Land
singen bändergeschmückte Burschen:
„Morgen marschieren wir — ade, mein Schatz, ade!“ —
Spätsommerfäden
umspinnen die Bäume,
und bläulich vom Feld her
weht Krautfeuerduft. —
Mich aber treibt's aus dem Tal zur Höh:
Auf einsamen Pfaden
weitschauender Berge,
seligen Auges die Ferne durchschweifend,
schreit ich dahin
leidlosen Herzens,
e i n e Sehnsucht
treu in der Brust:
Aufzugehn und eins zu sein
mit Himmelsluft
und Licht und Winden
und also dem großen Strom vermählt,
der Erden umspült und kreisende Welten,
den Pulsschlag zu spüren
unendlichen Lebens,
durchbraust von den Schauern
der Ewigkeit!

❀

Sub specie aeternitatis

Vielleicht wenn einst, vom Tod zerstreut,
mein Wesen in das All versprüht
und, in des Werdens Kreis erneut,
zur Seele wieder auferblüht,

vielleicht daß dann, was jetzt zerbricht,
noch eh mein Blick das Ziel gestreift,
in eines neuen Lebens Licht
zur seligen Vollendung reift;

dann spürst wie ein Erinnern kaum
du, später Bruder, meine Not,
und lächelst fort den wirren Traum
und hebst die Stirn ins Morgenrot — — —



Der Enkel

Dehnt sich im Lenz am Wegesrand
das tiefgefurchte, braune Land,
dann seh ich fern in langem Zug
all meine Väter hinterm Pflug.

Sie hoben aus der dunklen Haft
der Erde Mark, des Brotes Kraft,
und schritten stark durchs Leben hin
und wußten ihrer Arbeit Sinn.

Doch ich, vom Geistesfrondienst matt,
der Worte müd, der Träume satt,
vergaß der Väter Glücksgefühl
und fand doch nicht zum neuen Ziel.

Dehnt sich im Lenz am Wegesrand
das tiefgefurchte, braune Land,
neig ich mich still zum Erdenschoß
heimwehversunken — heimatlos — —

Der Gottsucher

Allgegenwärtiger,
Allbeseelender,
Quell aller Sehnsucht,
wo find ich Dich?
Ich hör Dein gewaltiges Harfenspiel
im Sturmgebraus der Eichenkronen
und hebe mein Antlitz
und hebe die Hände
und wie auf zitternder Opferschale
heb ich zu Dir mein flehendes Herz . . .
Da schweigen Lied und Harfenklang,
und starr und leblos
ragen die Gipfel;
nur das Dunkel, das dem Gezweig entquillt,
sinkt und gleitet
wie schwere Schleier
über mein harrendes Haupt herab — —

Und ich schau ins Augenlicht
denen, die ich liebe,
voll traumtiefen Heimverlangens
aus uralter Einsamkeit
sehnsüchtig liebe:
Und im Strom, der mein Herz durchglüht,
spür ich Dich
wie nahe Verheißung
und hebe die Hände nach Menschenhänden
und taste suchend
nach Lippen und Herzen . . .
Da verlischt das Licht
und verbleicht der Glanz,
und ewig fremde Augen ängsten mich an,
und ewig fremde Worte
— wie verflogene Vögel
über grundlosen Tiefen —
flattern und irren und zagen

und werden endlich stumm — —
Allgegenwärtiger,
Allbeseelender,
Quell meiner Sehnsucht,
wo schwandest Du hin?

Und über kerzenhelle Tasten geneigt,
oder im schimmernden Saal
unter andächtig lauschender Menge,
klingenden Wundern hingegeben,
werbend, ringend um letzte Gnaden:
„Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn“ . . .
Da rauscht es vorüber wie Flügelwehen,
vorüber
und schwindet
und läßt mich im Leeren —
und jäh zu grellem Schaun erwacht
ist mirs, als säh ich Maskenzüge,
bleich und kranker Süchte müde,
und hörte Gelächter
verstoßener Seelen,
Gottversuchter,
Gottverfluchter,
heimatlos zwischen Himmel und Erde — —
Allgegenwärtiger,
Allbeseelender,
ewig gesucht, doch nie gefunden,
ewig nah, doch nie verbunden,
Quell der Qual, an der mein Leben blich,
Quell der letzten Lust, wo find ich Dich!

Inhalts-Übersicht

